

AB

63135

~~Handwritten text~~

~~Handwritten text~~

over



Der
Kinderfreund.
Ein
Lesebuch
zum Gebrauch
in Landschulen.

Von
Friedrich Eberhard von Rochow,
Erbherrschaft auf Neckar &c. &c.



Zweite Auflage.

Brandenburg und Leipzig,
in Commission zu haben bey den Gebrüderm Halle,
1777.

1258





Vorbericht.

Wo dieses Buch zum Gebrauch in Schulen bestimmt wird, da muß es in jedes Schulkindes Händen seyn. Sonst könnten viel Kinder zugleich daraus nicht lesen lernen.

Es setzt den Unterricht in der Buchstabenskenntniß 2c. voraus.

Die Absicht des Verfassers ist:

1) Uebungen der Aufmerksamkeit, das durch, daß, wenn ein Kind laut liest, ein anderes Kind außer der Reihe, und oft mit-

U 2

ten

Vorbericht.

ten in der Periode, zum Fortlesen aufgerufen werde;

2) Sprachübungen, und

3) Vorbereitungen zur christlichen Tugend durch dieses Buch zu befördern.

Eine künstliche Erdfugel, ein Vergrößerungsglas, und ein Magnet, welches alles doch nur sehr einfach und daher wohlfeil seyn kann, wird den nützlichen Gebrauch dieses Buchs sehr erleichtern.

Und alsdenn, bis ein besseres da ist, kann es dienen, die bisherige große Lücke zwischen Fibel und Bibel, im Unter-
richt, auszufüllen.



Inhalt.



Inhalt.

1. Ein Gebet für kleine Kinder.	Seite 9
2. Fischgebet.	9
3. Das aufrichtige Kind.	10
4. Das arme Kindermädchen.	10
5. Klaus und Fritze.	11
6. Die Apfelskerne.	12
7. Die kleine Lügnerinn.	14
8. Die Mutter und das Kind.	15
9. Wie gut ist es, wenn man was nützliches gelernt hat!	17
10. Das Vogelnest.	17
11. Lerntelied. Herr Gott, wir loben dich u.	18
12. Von Spielen und Vergnügungen.	19
13. Der kleine Dieb.	21
14. Die ungleichen Brüder.	21
15. Der Baumverderber.	22
16. Das Bild, oder der Schein betriegt.	23
17. Ursach und Wirkung.	25
18. Die Mausfalle.	25
19. Die	23

Inhalt.

19. Die verständige Mutter.	S. 26
20. Aehnlich und unähnlich.	27
21. Vom Nutzen des Vertrauens auf Gott.	29
22. Die gute Magd.	31
23. Der gute Knecht.	32
24. Kinderlied. Kinder, gerne wollen wir ic.	32
25. Der Hirte.	34
26. Das wohlthätige Kind.	35
27. Der dankbare Sohn.	35
28. Die neidische Nachbarinn.	36
29. Der Freund in der Noth.	37
30. Die Folgen des Unfriedens.	38
31. Der Vater und der Sohn.	39
32. Der Furchtsame.	41
33. Der Abergläubige.	42
34. Allzuviel ist ungesund.	43
35. Der böse Knecht.	44
36. Gute Gedanken in Versen. Gott Lob, daß ich nun ic.	45
37. Vom Nutzen des Lesens und Schreibens.	46
38. Die Besserung.	47
39. Der wohlthätige Arme.	48
40. Die Fremden.	49
41. Die Tagelöhner.	50
	42. Der

Inhalt.

42. Der Fehler.	C. 51
43. Die beyden Bauern.	52
44. Der Zweifler.	53
45. Die Cantons-Revision.	54
46. Die Strafe.	55
47. Der Heuchler oder Augenbiener.	56
48. Die gute Gewohnheit.	57
49. Leckermaul.	58
50. Vom Nutzen der wahren Frömmigkeit, und von der Schädlichkeit des Lasterß. Ein Lied.	59
51. Der gute Landwirth.	60
52. Der Selbstberug.	62
53. Der ordentliche Kranke.	63
54. Der Ungeduldige.	64
55. Der Sanftmüthige.	64
56. Die bösen Bauern.	65
57. Der kluge Wirth bey der Theurung.	67
58. Das Glück des Tugendhaften schon hier auf Erden.	67
59. Das Testament.	68
60. Der sterbende Jüngling.	69
61. Verschiedene Folgen des ordentlichen und unordentlichen Lebens.	70

Inhalt.

62. Es ist mehr Gutes als Böses in der Welt.	S. 72
63. Endzweck und Mittel.	73
64. Der gute Soldat.	75
65. Die rechtschaffne Frau.	76
66. Ein Lied. Gott, deine Güte u.	77
67. Die guten Brautleute.	78
68. Briefe.	79
69. Die kluge Wahl.	83
70. Vom Nutzen der Obigkeit.	83
71. Das Gewitter.	85
72. Das Brennglas.	87
73. Der Magnet.	89
74. Von den Vorzügen des Landlebens.	92
75. Vom Wachsthum der Pflanzen.	96
76. Die künstliche Erdkugel, oder der Globus.	99
77. Eine kurze Nachricht von der Welt.	103
78. Von der Erde, und den Geschöpfen, die darauf sind.	107
79. Der Alte.	111





1. Ein Gebet für kleine Kinder.

Viel Böses seh ich als ein Kind,
Und Böses lernet man geschwind.
Behüt, o Gott, mich jeden Tag,
Daß ich nichts Böses lernen mag!

2. Tischgebet.

Ich danke dir, o Gott! daß heut
Uns Kleidung, Speiß und Trank erfreut.
Von dir kömmt dieser Segen.
Du giebst, was unser Feld uns trägt,
Durch Luft, die nützlich sich bewegt,
Thau, Sonnenschein und Regen.

Behüt uns, Gott! für Landesnoth,
Gib uns Gesundheit, hilf uns Brodt
Durch klugen Fleiß erwerben;
Der Obrigkeit gehorsam seyn,
Und Gutes lieben, Böses scheun,
Froh leben, selig sterben.

3. Das aufrichtige Kind.

Sophie war aufrichtig und offenherzig gesinnt. Wenn sie etwas nicht wußte, weil sie nicht recht Acht gegeben hatte; so gestand sie es dem Lehrer gleich und sprach: „Ich habe nicht recht Acht gegeben, aber ich will mich bessern. Ich bitte, sagen Sie mir es noch einmal“. Wenn sie sonst worinn gefehlt hatte, und es ihr von ihren Aeltern verwiesen wurde; so begehrte sie sich nicht zu entschuldigen, oder ihren Fehler zu verkleinern; sondern sie sprach: „Ich habe Unrecht, und verdiene Strafe, will sie auch leiden; aber werdet mir nur nachher wieder gut, liebe Aeltern. Denn das betrübt mich am meisten, daß ich eurer Liebe entbehren soll“.

Mit solchen Gesinnungen gefällt man Gott und Menschen wohl. 1 Chron. 30, 17. Spr. Sal. 2, 7.

4. Das arme Kindermädchen.

Ein armes Mädchen, daß bey fremden Leuten die Kinder warten mußte, saß und weinte. Da fragte die Frau im Hause: „Warum weinest du? Fehlt dir etwas? Ach!“ sagte das Mädchen, „wenn ich daran gedenke, was aus mir werden

„werden wird, denn muß ich wohl weinen! Die
 „andern Kinder gehen in die Schule, und lernen
 „viel Gutes, und ich wachse auf, wie Unkraut.
 „Ich selbst habe nichts, um das Schulgeld zu bez-
 „zahlen; denn ich muß uns Brodt dienen, und
 „bleibe also ungeschickt. Wer wird mich in Dienst
 „nehmen wollen, wenn er geschicktere Leute bez-
 „kommen kann! Ich wollte gern die Nacht ar-
 „beiten, wenn ich nur in die Schule gehen, und
 „was lernen dürfte“! Da ward die Frau ge-
 „rührt, und dachte: „Ich will mich dieses armen
 „Mädchens erbarmen. Gott will, daß wir Mit-
 „leiden mit den Armen haben sollen: und jemand
 „was gutes lernen lassen, ist die größte Wohlthat,
 „die man ihm erzeigen kann“. Sie schickte von
 der Zeit an das arme Kind alle Wochen etliche
 Stunden in die Schule; und je mehr gutes das
 Mädchen lernte, je treuer und fleißiger arbeitete es.

Erbarme dich nicht allein deiner eigenen, son-
 dern auch fremder Kinder! Spr. 19, 17.

5. Klaus und Fritze.

Klaus war leichtsinnig und unachtsam; Fritze
 aber dachte nach, und gab auf alles Acht.
 Einst

Einſt ging Klaus aus der Stadt nach Hauſe;
 und eine Weile darauf kam Friſe denſelben Weg.
 Da fand Friſe einen ſchönen Ring. Vor dem
 Dorfe lag Klaus unter einem Baum und ſchlieſ.
 Friſe weckte ihn auf, und erzählte ihm ſein Glück.
 Da rieb ſich Klaus die Augen, gähnte und ſprach;
 „den hätte ich auch finden können; denn gewiß
 „hat ihn der Herr verlohren, der mir vor der
 „Stadt begegnete“. „Warum haſt du ihn denn
 „nicht gefunden?“ antwortete Friſe. „D!“
 ſagte Klaus, „wer kann auf alles Acht geben!“,
 Friſe machte darauf bekannt, daß er den Ring
 gefunden habe, und erhielt von demjenigen, wel-
 chem er zugehörte, zehn Thaler zum Geſchenk.

Achſamkeit iſt ſehr nützlich. Spr. 4, I. 20. 25.

Die Achſamkeit verwahrt vor vielen Kummer,
 Und mancher fand durch ſie ſein Glück.
 Der Träge träumt, und überſieht im Schlummer
 So manchen günſtigen Augenblick.

6. Die Apfelkerne.

Die kleine Marie hatte einen Apfel geſpeiſet,
 und wollte ſo eben auch ſechs Kerne deſſelben
 eſſen. Da kam ihr älterer Bruder Fritz aus der
 Schule,

Schule, und sprach zu ihr: „Schwester! wenn du wüßtest, was ich weiß, du äßest gewiß die Kerne nicht mit auf.

Marie. Nun, was weißt du denn?

Fritz. Unser Cantor spricht: „wenn man die „Kerne im Herbst in die Erde säet; so kann aus „jedem Kern mit der Zeit ein Baum werden, der viel schöne Früchte trägt“. Da gingen sie in den Garten, und säeten die Kerne in einem abgelegenen Winkel. In wenigen Jahren kamen sie in die Höhe, und wurden Stämmchen. Da reinigten die Kinder sie vom Unkraut, und banden sie an Stöcke, daß sie gerade wüchsen. Fritz lernte indessen Pfropfen und Oculiren. Nun bat er einen Gärtner um etliche Pfropfreiser, und diese setzte er auf seine Stämmchen. Mit der Zeit wurden daraus Bäume. Und als Fritz und Marie größer wurden; ärnteten sie von ihren sechs Aepfelbäumen fast jährlich eine Menge schöner Früchte. Als sie nun einst die Aepfel pflückten, da sagte Fritz zu Marien: „Ey! wars nicht gut, daß du die Kerne damals „nicht aufaßest“? „Ja wohl“! sagte Marie. „Aber wie gut war es, daß du in die Schule „gingst, und solche gute Sachen lerntest„!

Ein

Ein guter Rath ist Selbes werth.
Nichte nichts geringe, das nützlich ist.

7. Die Kleine Lügnerinn.

Liese ward von ihrer Mutter in den Garten geschickt, um von einem niedrigen Kirschbaum etliche Kirschen für ihren kranken Bruder zur Erquickung zu holen. In diesem Jahr waren die Kirschen selten, und man hob sie bloß für die Kranken auf. Die Mutter hatte daher es Liesen verboten, nicht davon zu naschen. Als Liese wiederkam, fragte die Mutter darnach, und Liese versicherte, sie hätte keine Kirschen gegessen. Als sie aber den Mund aufthat, da war von den gegessenen Kirschen Mund und Zunge roth gefärbt; und die Mutter strafte sie wegen ihrer Lügen.

Wer die Wahrheit nicht sagt, um die ihn Aeltern, Richter und Obrigkeiten befragen, der lüget.

Lügen werden gemeiniglich entdeckt, und wer gelogen hat, bestraft.

Ein junger Lügner, ein alter Dieb.

Gott läßt es den Lügnern nicht wohl gehen, und hat einen Abscheu an den falschen Leuten. Ps. 5, 7.

Sir. 20, 26-28.

8. Die

8. Die Mutter und das Kind.

Der kleine Wilhelm bat seine Mutter um Brodt; da entstand unter ihnen folgendes Gespräch.

Die Mutter. Ja, mein Sohn, ich will dir's geben; aber weißt du wohl, wovon das Brodt herkommt?

Wilhelm. Ihr habt es gebacken, liebe Mutter.

Die Mutter. Ja, ich nahm Mehl und Wasser, rührte es, sauerte mit Sauerteig, daß es aufging, und knetete den Teig; alsdenn war Holz nöthig, den Backofen zu heizen, und als dieser gehörig warm war; da backte ich den Teig, und es ward eßbares, und gesundes Brodt. Sieh, mein liebes Kind, so viel gehört dazu, damit aus Mehl Brodt wird. Aber wo kommt denn das Mehl her?

Wilhelm. Aus Korn. Der Müller macht es auf der Mühle.

Die Mutter. Wo kommt denn das Korn her?

Wilhelm. Das wächst aus der Erde. Mein Vater hat es gesäet.

Die Mutter. Nicht allein gesäet; sondern dein Vater hat erst das Land gepflügt, gedüngt und denn den Saamen hineingesäet, und ihn untergepflügt

gepflügt oder eingeegget. Ist aber nun alles geschehen, mein Sohn?

Wilhelm. Nein, liebe Mutter, mein Vater hat das Korn gemähet, geharket, eingebunden, in die Scheune gebracht, und ausgedroschen.

Die Mutter. Ganz recht, mein Sohn. Aber wer hat es denn gemacht, daß der Saame aufging und fortwuchs? Wer gab dazu Thau und Regen? Und wer ließ die Sonne scheinen, damit das Korn reif werden konnte? Wer gab Gesundheit und Sicherheit zu unserer Arbeit? Wer beschützte unser Haus und Feld vor verderblichem Wetter? Dieses alles konnte weder dein Vater, noch sonst irgend ein Mensch. Aber sieh, mein Kind, alle Menschen haben einen großen unsichtbaren Vater; der sie sehr lieb hat und für sie sorgt. Gott ist sein Name. Dieser Gott, oder dieser unsichtbare Vater thut zu unserm Besten, was wir Menschen nicht thun können, weil wir zu schwach dazu sind. Unser Leben, und alles Gute, was wir haben, das haben wir von ihm. Auch dieses Brodt hättest du nicht, mein Kind, wenn Gott es nicht thäte. Er verlangt von uns für alle diese Wohlthaten nichts, als daß wir ihn durch
Ge

Gehorsam ehren, lieben, und uns über ihn freuen sollen. Wenn du willst, will ich dir künftig noch mehr von Gott erzählen. Erinnerung dich daran.

Wilhelm. O ja, liebe Mutter, das will ich gerne thun. Sir. 43, 37. Ps. 65, 10. II.

9. Wie gut ist es, wenn man was nützliches gelernt hat.

Fris hatte in der Jugend zur Gärtneren Lust gehabt, und von einem Gärtner gelernt, wie die Obstbäume müßten gepflanzt, beschnitten, gesproßt und oculiret werden. Durch eine Krankheit bekam er einen Schaben, der ihn an der schweren Feldarbeit hinderte. Nun würde es ihm schlecht gegangen seyn, wenn er sonst nichts gelernt hätte. Aber weil er mit der Baumzucht gut umzugehen wußte; so nahm ihn sein Herr zum Gartenknecht an, und er hatte bis an seinen Tod dadurch seinen Unterhalt.

Was nützliches lernen schadet niemals, und kann oft viel helfen.

10. Das Vogelneß.

Parl nahm alle Vogelneßer um das ganze Dorf her aus, fing die Alten bey dem Neße, und

B

quälte

quälte denn die Vögel, bis sie todt waren. Das durch gewöhnten sich alle Vögel von dieser Gegend weg; und im Frühjahr, da sonst durch den Gesang der Vögel alles erfreuet wird, war es bey diesem Dorfe traurig und still. Aber es gab auch so viel Raupen und Gewürm daselbst, daß die Leute kein grünes Blatt behielten, und also von ihren Bäumen kein nütliches Obst bekamen. Denn alles ist von Gott zum Nutzen mit großer Weisheit eingerichtet. Die kleinen Vögel singen schön, und verzehren für sich, und ihre Jungen, sehr viel Raupen und Würmer, welche den Baum- und Gartenfrüchten schädlich sind.

Der Mensch hat nach Gottes Erlaubniß die Herrschaft über die Thiere, daß er sie zu seinem Nutzen tödten kann; aber quälen muß er sie nie, auch nicht aus Muthwillen tödten.

II. Aertnelied.

Herr Gott! wir loben dich für allen deinen
Segen,
Den wir mit frohem Muth in unsre Scheunen
legen.

Du

Du wußtest, was uns fehlt, und halfest gnädiglich,
 Nun ist kein Mangel mehr, und alles freuet sich.

Doch laßt uns beyrn Genuß der Güter dieser
 Erden

Nicht undankbar und frech, nicht faul und lieblos
 werden.

Der dankt Gott in der That, der, wenn Gott Seg-
 gen giebt,

Aus Liebe gegen Gott, auch Lieb an Menschen übt.

12. Von Spielen und Vergnügungen.

Als Wilhelm, Fritz, Martin, Karl, Sophie,
 Louise, Marie und Elisabeth Kinder waren,
 da spielten sie nach der Schule, wenn schönes Wet-
 ter einfiel, manche Stunde. Entweder einer sang,
 und die andern tanzten; oder sie sangen alle unter
 dem Schatten eines grünen Baums ihre Kinder-
 lieder. Wenn die Knaben Ball schlugen, oder
 Pegel schoben, oder in die Wette liefen, oder ihre
 Stärke versuchten; denn zogen sie ihre Kleider aus,
 um sie zu schonen; sobald sie aber aufhörten zu
 spielen, denn zogen sie ihre Kleider wieder an, um
 sich nicht zu erkälten. Die sanftern Mädchen sa-

hen dergleichen Spielen, welche sich für ihr Geschlecht nicht schickten, zu, und flochten indeß einen Kranz von Feldblumen für den Sieger. Niemals sah man sie im Ernst sich zanken oder schlagen, auch nicht mit Roth sich besudeln, oder am Tage auf eine unanständige Art im Wasser baden. Dieses legte, welches der Gesundheit doch sehr nützlich ist, thaten sie an abgelegenen Orten, oder des Abends, wenn es dunkel war. Und so blieben sie vergnügt und gesund, und alle Leute freuten sich, wenn sie der unschuldigen Frölichkeit dieser guten Kinder zusehen konnten.

Unschuldige Freude ist allen Menschen erlaubt; nur unwürdige und freche Lustigkeit ist verboten.

Es ist Weisheit, Vergnügungen und Erholungen des Gemüths zu suchen, um desto gesunder und munterer die eigentlichen Geschäfte treiben zu können. Aber es ist Thorheit, sich beständig vergnügen und erholen zu wollen, ob man gleich nicht gearbeitet hat.

Sey auch in der Wahl deiner Vergnügungen weise; so kannst du dich allerwege freuen.

13. Der kleine Dieb.

Der kleine Peter hatte oft seinen Aeltern und Geschwistern Kleinigkeiten an Eßwaaren und andern Sachen weggenommen Als ihn endlich seine Mutter darüber betraf, sagte sie es dem Vater; und sie wurden eins, deswegen das böse Kind hart zu züchtigen. Da Peter nun sehr weinte, und vorwenden wollte: „Er hätte ja nur eine Kleinigkeit weggenommen“; so sagte der verständige Vater: „Eben darum straf ich dich hart, damit du nicht bey Kleinigkeiten lernest, Dinge von größerem Werthe stehlen, und endlich am Galgen sterben müßest“.

„Denn wer oft nur einen Apfel stiehlt, nimmt
„bereinst auch Geld, wenn er dazu kommen kann“.

„Ein ander mal nimm nicht das geringste
„ohne die Erlaubniß dessen, dem es gehört“.

Du sollst nicht stehlen. 3 Mos. 19, 11.

14. Die ungleichen Brüder.

Marl ehrte seine Aeltern, denn er gehorchte ihnen, und hütete sich sorgfältig, ihnen Verdruß zu machen. Klaus aber that, was ihm gut dünkte,

schlug alle gute Lehren seiner Aeltern und Lehrer in den Wind, und machte, weil er unverständlich handelte, seinen Aeltern manches Herzeleid.

Als sie beyde groß wurden, bekam Karl bald einen guten Herrn, bey dem er Brodt hatte. Er heirathete eine fromme und fleißige Frau, mit welcher er vergnügt lebte.

Klaus aber blieb grob, dumm und faul. Er bekam aber immer den schlechtesten Herrn: denn kein guter Herr konnte ihn leiden, oder mochte ihn behalten — Als er alt wurde, bettelte er vor Karls Thür.

Ehre Vater und Mutter, und gehorche deinen Lehrern, auf daß dir's wohl gehe!

Wer etwas kann, den hält man werth;
Den Ungeschickten niemand begehrt.

15. Der Baumverderber.

Hans that gerne unnütze und böse Dinge. Wenn er die Pflugeisen von der Schmiede holte, und unterweges einen jungen Baum sah; so machte er sich daran, und probirte die Eisen, ob sie scharf wären. Der Herr des Dorfs hatte zwo Reihen Obst- und Maulbeerbäume an den Weg setzen lassen,



sen, und sah immer mit Verdruß, daß sie beschä-
digt waren. Er ließ daher so lange aufblauen,
bis Hans dabey betroffen wurde. Er ward emp-
findlich gestraft, und mußte seinen halben Lohn
daran wenden, die beschädigten Bäume zu bezah-
len. Da sagte er: „Ich habe nicht allein Scha-
den gethan, andere haben auch Bäume beschä-
digt“. Darauf antwortete der Herr: „Aber
dich haben wir bey Beschädigung der Bäume
angetroffen, und die anderen nicht. Hast du
andere gesehen, welche die Bäume beschädigen,
so hättest du es angeben, aber nicht nachmachen
müssen“.

Um solcher bösen Buben willen bleiben viel
nützliche Dinge zurück, die sonst geschehen könnten.

Hütet euch, bösen oder thörichten Leuten nach-
zuzahlen; sonst werdet ihr oft nicht nur für den
Schaden büßen, den ihr selbst thatet, sondern
auch für denjenigen, den jene zuvor schon gethan
hatten. Spr. 24, 1.

16. Das Bild, oder der Schein, betrügt.

Wilhelm sah in einem Teiche bey stillem Wetter
das leuchtende Bild der Sonne. „Water“,
sprach

sprach er, „kommt eilig in den Garten, es ist ein
 „großes Feuer in dem Teiche“. Der Vater lachte
 und ging mit ihm hin. „Seht ihr nicht, Vater,
 „wie es da brennt“? rief Wilhelm. „Ich sehe
 „es wohl, mein Sohn“, sprach der Vater; „aber
 „es ist das Bild der über uns stehenden Sonne,
 „welche sich im Wasser spiegelt. Doch ich will
 „dich überzeugen, daß es kein Feuer ist“. Dar-
 auf nahm er eine lange Stange, und hielt sie eine
 Weile in den Widerschein der Sonne; und als er
 sie herauszog, da mußte Wilhelm sie anfassen, und
 fand sie naß, und kalt. Als sie zurückkehrten, da
 verwunderte sich Wilhelm, wie es so feurig hätte
 aussehen können, da es doch kein Feuer wäre.
 „Mein Sohn“, sprach der Vater, „das Bild der
 „Sonne ist nicht die Sonne selbst; dein Bild im
 „Spiegel bist du nicht selbst; denn zwischen dem
 „Bilde und dem Abgebildeten ist ein großer Unter-
 „schied. Das Bild ist nicht die Sache selbst, der
 „es ähnlich sieht. Der Schein betrügt oft, und
 „darum brauchst du den Unterricht erfahrner
 „Leute, damit du lernest, nicht gleich einen jeden
 „Anschein zu trauen, sondern durch den Verstand
 „die Dinge zu prüfen“. Spr. 3, 13.

17. Urz

17. Ursach und Wirkung.

„Ich weiß nicht, wie es zugeht“, sprach Karl,
 „ich kann es zu nichts bringen, ich bin in-
 „mer verdrießlich, die Leute sind mir nicht gut,
 „und ich werde oft gestraft“. „Das will ich dir
 „sagen“, antwortete Frise: „du bist kein fleißiger
 „Arbeiter, du hast ein böses Gewissen, du bist
 „feindselig gesinnt gegen andere Menschen, und
 „thust oft solche Handlungen, welche die Obrigkeit
 „strafen muß. Und das kann also nicht anders
 „seyn; denn auf solche Ursachen folgen solche Wir-
 „kungen“. Sir. 7, 1. 2.

18. Die Mausfalle.

Eine alte und eine junge Maus liefen um eine
 Mausfalle von Eisendrat herum, und rochen
 den Speck, der darinn war. Die alte versuchte
 lange, zu dem Speck zu kommen, ohne in die
 Mausfalle zu kriechen; denn es schien, als ob sie
 eine Gefahr dabey besorge. Als es aber nicht an-
 ging, da lief sie weiter. Allein die junge Maus
 bedachte sich nicht lange, sondern kroch hinein, als
 sie oben eine Oeffnung fand, und fraß den Speck.

begierig auf. Als sie satt war, da wollte sie ihre Freyheit suchen, aber diese war verlohren, und sie war gefangen.

Das Alter bringt Erfahrung und Vorsicht; und dreister Vorwitz mit Unerfahrenheit ist ein gewöhnlicher Fehler der Jugend. Wer jung ist, sollte daher billig ein Mißtrauen in seine eigenen Einsichten setzen, und es sich nicht zutrauen, daß er sich selbst regieren könnte. *Sir. 3, 27.*

Welch ein Glück ist es für die Jugend, daß sie durch Unterricht und Lehre für Gefahren gewarnt wird.

Wer sich warnen läßt, bleibt sicher; aber der vorwitzige Verächter der Lehre kommt zu Schaden.

19. Die verständige Mutter.

Maria hatte viel Kinder; aber sie hütete sich sorgfältig, ein Kind mehr zu lieben, als das andere. Wenn auch ein Kind viel besser ausfah, als das andere, und es war unartig und böshaft; so strafte sie es ohne Verschonen. Denn sie sprach:
 „Gott hat mir diese Kinder alle gegeben. Für alle
 „ soll



„soll ich Mutter seyn. Ein jedes wird Gott einmal
„von meinen Händen fordern. Ach Gott, gib mir
„doch rechte Weisheit, daß ich sie zu guten nützlichen
„Menschen erziehen möge!“ Wenn eins starb, so
betrübte sie sich nicht ohne Maasse. Sie that vor-
her alles, um es zu erhalten; aber wenn es doch
starb, denn lobte sie Gott, sobald sie nur den ersten
Schmerz ausgeweint hatte. Denn sie sprach:
„mein Kind ist ja nicht verlohren, darum weil es
„gestorben ist. Ich weiß aus Gottes Wort, daß
„die Seele nicht stirbt, sondern erhalten wird zum
„ewigen und bessern Leben.“ Ihre Kinder gerie-
then auch alle wohl, und wurden nützliche Menschen.

Sir. 30, 2. Wer sein Kind in der Zucht hält,
der wird sich hernach seines Kindes freuen.

20. Aehnlich und unähnlich.

„Hast du auch was aus der Schule behalten,
„Fritz“, sprach ein Vater zu seinem Sohne,
„und was hast du behalten? Erzähle mirs doch
„wieder“.

Fritz. Unser Lehrer hat uns gesagt, was äh-
nlich und unähnlich ist, und wie man vergleicht und
unterscheidet.

Vater,

Vater. Nun, wie vergleicht man denn?

Sohn. Man sieht zu, worinn die Sachen, die man vergleicht, ähnlich sind.

Vater. Und wie unterscheidet man?

Sohn. Wenn man zusieht, worinn die Sachen, die man unterscheiden will, unähnlich sind.

Vater. Führe einmal von beyden ein Exempel an.

Sohn. Mein Bruder Wilhelm und ich sind beyde Söhne unsrer lieben Aeltern; darinn sind wir uns gleich. Wir sehen uns auch ähnlich an Gesicht und Haaren; aber an Jahren, Größe, Stärke ic. sind wir unterschieden.

Vater. Was nützet es denn, dieses zu wissen?

Sohn. Unser Lehrer sagt, wir lernten richtiger denken, und blieben vor dem Irrthum verwahrt, alles zu verwirren und zu vermengen; auch könnten uns verständige Leute denn eher bedeuten, und wir könnten vernehmlicher sprechen.

Vater. Euer Lehrer hat Recht. Aber hast du wohl einmal gehört, wir sollen Gott ähnlich werden; wie geht denn dieses an?

Sohn. Sagt mirs, lieber Vater!

Vater. Wenn wir Gutes lieben, und es
gerne

gerne thun, denn werden wir Gott ähnlich. Und wenn wir so gesinnt sterben, denn will Gott uns in seinen Himmel aufnehmen, das heißt in die Gesellschaft guter Menschen, wo es uns immer leichter werden wird, gut zu seyn, und wir uns beständig über Gott und seine Wohlthaten freuen können.

Sritz. Ach, wäre ich doch so gesinnt, lieber Vater!

Vater. Sey ferner fleißig, mein lieber Sohn, gutes zu lernen, und willig, es zu thun; und stärke dich in diesem Vorsatze durch aufrichtiges Gebet zu Gott, von dem alle wahre Weisheit kommt, denn wird es dir gelingen.

Ep. Jacobi 1, 5. 17.

21. Vom Nutzen des Vertrauens auf Gott.

Harl war zwölf Jahr alt, da seine Mutter starb, die als eine arme Wittwe bey der Eheurung sich und ihr Kind kümmerlich ernährt hatte. Als sie starb, bezahlte die Herrschaft den Sarg; und Prediger, Küster, und Gemeine begruben sie umsonst.

In

In der ersten Zeit nach ihrem Tode ging Karl bey guten Leuten im Dorfe herum und bat um Brodt, und bot sich einem jeden, der ihm was gab, zu fleißigen Diensten an, wenn ihn nur jemand annehmen wollte. Dabey verließ er sich auf Gott, der ihm das Leben gegeben hätte, und es ihm auch gewiß gnädig erhalten würde; denn er war von seiner Mutter fromm und chrisstlich erzogen. Endlich lenkte Gott das Herz des Herrn im Dorfe; er erbarmte sich seiner, und machte ihn zum Aufwärter bey seinem Sohn, da er denn die Erlaubniß bekam, täglich mit in die Schule zu gehen. Und weil er Acht gab und fleißig war; so lernte er viel Gutes. Als er und sein junger Herr nun größer wurden, da rettete Karl durch seine Treue und Tapferkeit seinem jungen Herrn einst das Leben, und dieser setzte ihn, da sein Verwalter starb, an dessen Stelle über seine Güter: denn Karl war klug und treu, und konnte fertig schreiben und rechnen.

Sir. II, 21. Vertraue Gott; denn ihm ist leicht, die Armen reich zu machen.

22. Die

22. Die gute Magd.

Christiane diente bey einer schlimmen Herrschaft, die ihren Leuten wenig zu essen, und beständig Scheltworte gab. Christiane war arm, aber fromm. Sie betete oft zu Gott und sprach: „Ach, lieber Gott, lenke doch, wenn es dein guter Wille ist, das Herz meiner Brodtherrschaft zu mir, daß sie mir nicht so hart und lieblos begegnet! Aber vielleicht ist mir diese Trübsal nützlich; wer weiß, wie ich die guten Tage vertragen würde! Vielleicht würde ich frech und liederlich, wenn es mir zuwohl ginge. Du weißt es am besten, Herr, mein Gott! Schenke mir Geduld, und hilf mir, daß ich treu und fleißig sey, wenn es mir gleich schlecht vergolten wird. Du, Herr, wirst alles wohl machen, und zu seiner Zeit mir Freude schenken“.

Eine wohlhabende Wittve bemerkte Christianens gute Aufführung, nahm sie zu sich, und versetzte sie in gute Umstände.

Gott kennt der Freude rechte Stunden,
Er weiß, wenn sie uns nützlich ist.

23. Der

23. Der gute Knecht.

Martin war krank, und mußte seinem Knecht die Arbeit anvertrauen. Anstatt, daß ein böser Knecht, ohne Aufsicht, nachlässig und träge gewesen wäre; so war dieser gute Knecht doppelt fleißig, und wendete alle mögliche Sorgfalt an, alles recht gut zu machen. „Ey! sagte er: wie wird sich mein Brodtherr freuen, wenn er meine Treue sehen wird! Er soll sich noch einmal so bald erholen von seiner Krankheit, wenn er alles gut finden wird, und sich nicht ärgern darf“. Martin ward wirklich besser, und gab diesem guten Knecht seine Tochter; und da er keinen Sohn hatte, so bekam nach Martins Tode der Knecht das Bauergut.

Ey du frommer und getreuer Knecht, du bist über wenig getreu gewesen, ich will dich über viel sehen. Matth. 25, 21. Sir. 7, 22, 23.

24. Kinderlied.

Kinder! gerne wollen wir
Nun zur Schule gehen.

Sorgt



Sorgt der Lehrer doch dafür,
Daß wir es verstehen,
Was er lehrt. Es ist nicht schwer,
Wie mans ihs treibet:
Leichter wird es immer mehr,
Wer nur fleißig bleibet.

Wenn wir groß sind, gehts uns wohl;
Jeder will uns haben:
Denn wir wissen, wie man soll
Nützen Gottes Gaben.
Wer der Herrschaft Nutzen sucht,
Dem nützt sie auch wieder.
Faulheit sey von uns verflucht:
Arbeit stärkt die Glieder.

Alles Gute kömmt von Gott,
Segne du die Lehren,
Die wir, o du guter Gott!
Izt so reichlich hören.
Segne du an uns dein Wort,
Daß wirs thätig ehren!
Denn wird sich in unserm Ort
Tugend schnell vermehren.

E

25. Dec

25. Der Hirte.

In einem schönen Morgen sah ein Hirte sein Vieh vor sich weyden. Er hatte eben den 104ten Psalm gelesen; denn er führte beständig seine Bibel und Gesangbuch bey sich. Da waren in seinem Gemüth fromme Gedanken und Vorsätze! „Gott“! sprach er in sich, „Gott! du bist „herrlich und sehr gnädig! Wie schön ist alles, „was du gemacht hast! Wie glücklich bin ich, „daß ich dich preisen kann! Ich bin hier ganz „allein; aber du, Herr, siehest und kennest mich! „Nun will ich auch in meinem Amt treu seyn, „Schaden verhüten, und Gutes thun. Denn das „ist Gottes Wille. Und womit kann ich Armer „meinen Dank gegen Gott besser beweisen, als „durch einen aufrichtigen Gehorsam“? Da gieng er hin, und reinigte die jungen Saßweiden von Wasserzweigen; und diejenigen, welche zu locker stunden, trat er fest. Er suchte sich Zweige, und besserte den Zaun, der schadhast war, und suchte gute Kräuter für die Kranken im Dorfe. Kurz, er dachte mit großem Ernst darauf, daß er Gutes thäte. Das gefiel den Leuten im Dorf sehr wohl, und

und sie ließen ihn keine Noth leiden, da er alt und schwach wurde.

Bete und arbeite! Sir. 31, 27. 7, 22.

26. Das wohlthätige Kind.

Ein Bettler sagte zu dem Kinde eines Tagelöhners, welches in jeder Hand ein Stück Brodt hatte: „Ach! mich hungert gar sehr. Liebes Kind! „gib mir doch nur die Hälfte von dem kleinsten „Stück Brodt, das du trägst“! — Und das Kind gab ihm das größte Stück ganz, und freuete sich, wie der arme Bettler das Brodt aufspeisete. Da sagte der Bettler: „Nun hast du mich armen hungrigen Mann gesättiget; Gott segne dich dafür, „du gutes Kind“! Und als das Kind groß wurde, gieng es ihm wohl.

Denn Gott belohnt durch weise Fügungen oft schon auf Erden Wohlthätigkeit und Menschenliebe.

27. Der dankbare Sohn.

Carl legte sich mit solchem anhaltenden Fleiße auf die Landwirthschaft, daß er bald Meyer (Hofmeister) wurde. Und bald darauf ward er von der Herrschaft, bey der er diente, seiner Ge-

schicklichkeit wegen, als Verwalter angenommen. Wie er nun bey diesem Dienste einen guten Lohn bekam, von Jugend auf aber sparsam zu leben sich gewöhnt hatte; so verbrauchte er auch nicht alles von seinem Lohn zu seinen Bedürfnissen, sondern erübrigte alle Jahr etwas davon. Da dachte er an seine armen alten Aeltern, und schickte ihnen monatlich ein Gewisses an Gelde, davon sie sich dienstfrey kaufen konnten. Das ist die größte Freude für mich, sprach er oft, wenn ich daran gedenke, daß meine Aeltern durch mich ein ruhiges und frohes Alter erleben, und daß ichs ihnen doch einigermaßen vergelten kann, was sie mir Gutes gethan haben. Sir. 3, 14.

Sir. 7, 29. 30. Ehre deinen Vater von ganzem Herzen, und vergiß nicht, wie sauer du deiner Mutter worden bist.

28. Die neidische Nachbarinn.

Eine Bauerfrau hatte ein trefflich Ackergut, und Vieh, so gut als einer im Dorfe: und doch gönnte sie keinem Menschen etwas Gutes. Des Abends, wenn das Vieh zu Hause kam, stellte sie sich in die Hausthür, und ärgerte sich, wenn eine gute

gute Kuh vorbeiging, die dem Nachbar gehörte. Wenn sie auf dem Felde guten Flachß sah, der ihr nicht zugehörte; so sprach sie: „Ich weiß nicht, „wie es die Leute machen. Ihnen geräth alles, „und mir gelingt nichts“. Gleichwohl gewann sie dabey nichts, schadete sich vielmehr. Denn weil sie sich immer ärgerte und zankte; war sie auch beständig kränklich, und starb in ihren besten Jahren an Gallenfieber, als einst des Schulzen Frau, von einem entfernten Verwandten, hundert Thaler geerbt hatte. Sir. 14, 9. 10.

29. Der Freund in der Noth.

„**G**ebatter, meine andern Pferde sind auf der „Reise, und die ich zu Hause habe, sind „krank geworden. Wenn ich doch einen Freund „hätte, der mir meine gesäete Erbsen unterpflügte; „die Vögel fressen sie sonst auf. Helft mir doch, „Gebatter, nur einen halben Tag; eure Erbsen „sind ja in der Erde“. So sprach Hans zu Christian. Und dieser erhörte seine Bitte und half ihm. Seit der Zeit war Hans dem Christian sehr gut, und rühmte es oft, daß er ihm damals in der Noth geholfen hätte.

Wer uns in der Noth hilft, der ist unser wahrer Freund. Sir. 6, 7. 15.

Wenn man Hülfe nöthig hat; denn muß man mit Bescheidenheit darum bitten: und wenn man Hülfe erlangt hat; die Dankbarkeit nicht vergessen.

30. Die Folgen des Unfriedens.

Eine Dorfschaft Bauern lebte lange in Frieden und Wohlstande. Einst aber, als die neue Kirche gebaut wurde, verzürnten sich die Frauen darüber, daß sie sich nicht vereinigen konnten, wer auf der ersten oder zwoten Bank sitzen sollte? Da kam Feindschaft und Plauderey unter die Leute; woraus Zänkereyen im Umgang, und vor Gericht entstanden, also daß sie aus Verdruß, und wegen beständiger Proceße ihre Wirthschaft versäumten, und große Unkosten hatten. Und es währte nicht eines Mannes Leben; so hatten sie sich alle aruz gezankt.

Friede ernährt, Unfriede verzehrt.

Behre den Plaudereyen, und ersticke sie im Anfange, sonst ersticken sie dich. Sir. 8, 4. 13.

Der Stolz ist die Ursach der meisten Feindschaft.

Sey nicht begierig nach eitler Ehre! Gal. 5, 26.

Der

Der Klügste giebt nach!

Berläumde deinen Nächsten nicht! 3Mos. 19, 16.

31. Der Vater und der Sohn.

Ein Vater sprach einstens zu seinem Sohn Wilhelm: „Mein Sohn, du hast izt eben gegeset, Gott möchte die Speise, die Er gegeben hätte, segnen und uns gedeihen lassen. Hat denn Gott die Speisen gegeben?“

Wilhelm. Ja, Vater.

Vater. Ich denke, wir haben sie uns durch Arbeit verschafft, und deine Mutter hat sie gekocht, und auf den Tisch gebracht.

Wilhelm. Aber wir konnten sie doch nicht wachsen lassen; wir konnten dazu keinen Regen und Sonnenschein schaffen, uns auch die Gesundheit nicht selbst geben, die zur Bearbeitung der Erde nöthig war; wir konnten auch kein Wasser und Feuer zum Kochen schaffen, oder das Holz so einrichten, daß es brennt.

Vater. Sollten deine Kleider auch wohl eine Gabe Gottes seyn? Die kann man ja kaufen —

Wilhelm. Eben auch, lieber Vater. Denn

sie sind entweder von Leinen, oder Wolle. Nun wächst der Flachs, wie das Getreide aus der Erde, und die Wolle kommt von den Schafen, die sich von dem, was aus der Erde wächst, ernähren. Dieser Wachsthum aber ist eine Gabe Gottes! Und hätten wir kein Geld, durch die Arbeit mit gesunden Gliedern, verdienen können; so könnten wir auch nichts kaufen. Also alles Gute kommt von Gott.

Vater. Aber giebt Gott dergleichen mittelbar, oder unmittelbar? und muß der Mensch auch etwas dabei thun?

Wilhelm. Mittelbar, oder durch Mittelsachen, wie hier Regen und Sonnenschein, Gras und Getreide sind. Und dazu gehöret die fleißige und verständige Arbeit des Menschen nothwendig mit. Aber Gott giebt Segen und Gedeihen zur Arbeit, wenn wir fromm sind.

Da freute sich der Vater über seinen verständigen Sohn. Er küßte und segnete ihn.

„Gott hat dir“, sprach er, „viel Erkenntniß gegeben, mein Sohn! Hilf nun, so viel du kannst, daß das Gute, was du weißt, bekannter und immer mehr ausgebreitet werde.“ Sir. 21, 18.

Gott

Gott hat alles weislich geordnet und eingerichtet. Er ist ein Gott der Ordnung, und regiert als die erste Ursach, alles, was er gemacht hat, mittelbar, oder durch Mittelursachen. Wer die Ordnung in allen Sachen liebt, der gefällt Gott,

32. Der Furchtsame.

Ein Schornsteinfeger ging spät zurück nach der Stadt. Ihm begegnete Hans, den sein Herr mit Pflugeisen nach der Stadt geschickt hatte. Als nun beyde an der Ecke eines Busches zusammentrafen, da erschrock Hans gewaltig, denn er war von seinen unverständigen Aeltern wenig zur Schule gehalten worden, und hatte daher von der Thorheit und Schädlichkeit des Aberglaubens, und daß es durchaus und überall keine Gespenster und Hexen gäbe, nichts gehört. Er warf also die Pflugeisen eilig weg, sprang und lief, so schnell er konnte, über Graben und Zäune nach Hause. Der Schornsteinfeger, der seiner Furcht spottete, nahm die Pflugeisen auf. Als Hansens Herr nach den Eisen fragte, waren sie nicht da. Und Hans hatte sich so erhitzt, und geängstet, daß er ein Fieber bekam, woran er beynah gestorben wäre. Er blieb

beständig dabey, er hätte ein schwarzes Gespenst gesehen. Nach einiger Zeit schickte des Schornsteinfegers Herr dem Bauer die Pflugeisen wieder. Die Geschichte kam an den Tag; und Hans ward von Kindern und Alten verlacht, und seiner kindischen Furcht wegen verachtet.

Furcht ist beständig bey Unwissenheit und Aberglauben. Weish. 17, 6. 12. 13.

33. Der Abergläubige.

Ein Knecht, Namens Frits, hatte gierig warme Mehllöße gegessen, die ihm der große Knecht Bartel auf den Teller gegeben, und war davon krank geworden. Vor einiger Zeit hatten sich beyde gezankt, und nun glaubte Frits, Bartel hätte ihn durch die Mehllöße behext. Um recht gewiß zu seyn, ging Frits zu einem betriegerischen alten Weibe, die im Dorfe wohnte, und fragte dasselbige für zween Groschen um Rath. Es sprach, wie gewöhnlich, gleich von bösen Leuten, die ihm was angethan hätten &c. Nun meynte Frits, er hätte recht, und verklagte Barteln bey der Obrigkeit.

Aber diese war verständiger, und suchte die Ursach der Krankheit in der Ueberladung des Magens,

gens, durch aßugieriges Essen der Klöße, und ließ Friszen ein Brechpulver einnehmen. Das alte Weib ward mit einer schimpflichen Strafe belegt, weil es die Dummheit unter den Leuten beförderte, Frisz aber, der durch bessere Belehrung, und durch den Erfolg des Brechmittels, indessen zu Verstande gekommen war, mußte Barteln die Beschuldigung abbitten und sich mit ihm versöhnen.

Aus Aberglauben entsteht viel Unglück und Feindschaft unter den Leuten, die sich doch unter einander lieben sollten. Wehe den Betriegern, durch welche dieses Aergerniß kommt. Ein Aergerniß geben bedeutet hier, etwas thun, wodurch die Menschen ärger oder schlimmer werden.

34. Allzuviel ist ungesund.

Wenn Christoph auf eine Hochzeit, oder ein anderes Fest eingeladen war; so aß und trank er so viel, daß er Sinne und Verstand verlor, und hernach krank wurde. Während des Trinkens, ehe er völlig betrunken war, fieng er mit den Leuten allerley Händel an, so daß er noch obenein braun und blau geschlagen nach Hause getragen wurde. Denn er glaubte, daß hiesse einen Ehren-

Ehrentag feyern, und sich recht lustig machen; und darum würde so gut Essen und Trinken aufgetragen, damit ein jeder sich frank essen, und um den Verstand trinken sollte. Aber Christoph hatte auch wenig Gutes von seinen Aeltern und in der Schule gelernt, und kein verständiger Mensch war gern in seiner Gesellschaft. Sir. 31, 37-40.

Sey frölich bey dem Genuß der göttlichen Gaben; aber laß dich deine Zunge nicht zur Unmäßigkeit verführen. Halt Maaß in allen Dingen. Unmäßigkeit ist eine größere Sünde, als man gemeiniglich glaubt. Sir. 38, 32. 33.

35. Der böse Knecht.

Hans war von schlechten Aeltern erzogen, und kam in der Jugend zu einem liederlichen Herrn, der auf das Seinige nicht Achtung gab. Da ward er denn vollends liederlich.

Des Nachts lag er im Wirthshause, und des Tages schlief er auf dem Felde bey dem Pfluge, oder wo er sonst allein war. Das Vieh übertrieb und überjagte er; aus der Stadt kam er stets betrunken; und so warm als das Vieh denn war, so warm brachte er es auch entweder an die Krippe,
oder

oder ins Wasser. Seiu Gespann bestand auch
 stets aus lahmen und blinden Pferden; und seit
 Herr verlohr durch seine Lieberlichkeit in kurzer
 Zeit das ganze Gespann Pferde. Endlich starb er
 selbst, elend, arm, und von niemand beklagt.

Nachlässigkeit, Untreue, und Lieberlichkeit des
 Gefindes verursacht großen Schaden, und bringt
 um den Segen Gottes, und um die Liebe der
 Menschen. Cit. 2, 9. 10.

36. Gute Gedanken.

Gott lob! daß ich nun wissen kann,
 Was böf' und gut sey, und woran
 Ich beydes unterscheide.
 Recht will ich thun; hilf mir, o Gott!
 Nicht achten auf der Menschen Spott,
 Wenn ich das Böse meide.

Denn Gott ist doch der beste Freund.
 Er lenkt, was noch so widrig scheint,
 Zum wahren Wohlergehen.
 Wer fromm ist, den verstößt Gott nicht;
 Der darf mit Kindeszuversicht
 Auf ihn, als Vater sehen.

37. Vom

37. Vom Nutzen des Lesens und Schreibens.

Ein verschuldeter, aber arglistiger Bürger erfuhr, daß Hans, der weder schreiben, noch lesen konnte, Geld geerbt hätte, und es gern auf Zinsen ausleihen wollte. Er ging also zu Hans, und versprach ihm sechs Thaler, für jedwedes hundert Reichsthaler, jährlich an Zinse zu geben, ihm sein Brauhaus zu verschreiben, auch das geliehene Geld in einem Jahr wieder zu bezahlen, doch mit dem Bedinge, daß Hans es nicht unter die Leute bringen sollte. Das gefiel Hans wohl; er holte das Geld, nebst Feder, Pappier und Tinte. Der Bürger schrieb einen ganzen Bogen voll nichtswürdiger Pöffen hin, und, statt seines Namens, einen Namen, den keiner aussprechen konnte. Der Bauer verwahrte diesen Bogen sorgfältig, und der Bürger nahm das Geld. Kurz darauf ging der Bürger in die weite Welt. Laß ihn laufen, sprach Hans, ist mir doch das Haus verschrieben, und das ist mehr werth, als die Schuld. Da machte sich Hans auf den Weg, und meldete sich bey dem Rathe der Stadt. Aber als er den Bogen in den
Ges

Gerichten vorzeigte; so ward er abgewiesen, weil
 nicht ein Wort von einer Schuldverschreibung
 darauf stand. Des Bürgers anderweitige Schul-
 den wurden bezahlt; denn die hatten sich besser als
 Hans vorgesehen. Nur Hans gieng leer aus. Als
 er nun traurig nach Hause kam, sprach er: ach
 hätte ich doch schreiben und lesen gelernt! Und
 von der Zeit an schickte er alle Tage seine Kinder
 in die Schule, wo sie schreiben und lesen lernern
 konnten. *Sir. 32, 24.*

38. Die Besserung.

Karl hatte des Sonntags Morgens, ehe er in
 die Kirche gieng, sein schadhafes Dach und
 Geschirr besehen, und nahm sich vor, beydes aus-
 zubessern. In der Kirche redete der Prediger von
 der Besserung, die ein jeder Mensch nöthig hätte,
 und wie man oft nachsehen müsse: ob man nichts
 von schlimmen Gewohnheiten an sich habe, so wie
 ein guter Wirth oft nach seinem Geräthe sehen
 müsse, ob es nicht einer Besserung benöthiget sey?
 Da ward Karl gerührt; und als er über sich selbst
 nachdachte, da fiel ihm unter andern seine zornige
 Gemüthsart ein. Nach der Predigt gieng er hin
 zum

zum Prediger, sagte, daß es ihm leid sey, im Zorn oft Unrecht gethan, und manchen beleidigt zu haben, und bat ihn um guten Rath, was er zu thun hätte, um von dieser bösen Gewohnheit los zu werden? Da rieth ihm der verständige Prediger, zu seinen Feinden hinzugehen, und sich mit ihnen zu versöhnen, hernach alle Tage an den heutigen Vorsatz im Gebet zu denken, und wo sich inskünftige eine Gelegenheit zu Unwillen zeige, gleich wegzugehn, und den Anfang zu vermeiden.

Als Karl dieses einige Zeit ehrlich gethan hatte; ward er friedfertig, das ist, besser als vorhin bey seiner zornigen Gemüthsart, und das heißt, sich bessern, oder bekehren. Jer. 7, 5.

Gott will, daß allen Menschen geholfen werde, und ein jeder zur Erkenntniß der Wahrheit komme.

39. Der wohlthätige Arme.

Karl diente bey einer armen, aber frommen Herrschaft, wo es bey der schlechten Zeit nicht stets vollauf gab. Doch murrete er niemals deswegen, wie wohl viele thun; sondern behalf sich, so gut er konnte. Wenn er die vielen Bettler sah, die damals herumgiengen; sprach er oft zu sich selbst:

selbst: Wie glücklich bin ich, in Vergleichung mit diesen! Ich habe Dach und Fach, täglich warmes Essen, und ein Bette — Aber diese — Denn theilte er sein weniges Brodt mit den Bettlern, oder sprach Vermittelte für sie an, und gab ihnen sonst guten Rath.

Auch Arme können und sollen gegen diejenigen, die noch hilfloser sind, als sie, auf mancherley Art wohlthätig seyn.

40. Die Fremden.

Ein Mann und seine Frau, die aus ihrem Vaterlande durch böse Leute vertrieben waren, kamen im harten Winter in ein kleines Dorf. Sie stellten der Gemeine ihre Noth aufrichtig und beweglich vor, und baten um die Erlaubniß, bey ihnen zu wohnen. In diesem Dorfe waren gute gastfreye Leute; daher wurden die beyden Fremden liebreich aufgenommen. Man wies ihnen eine Stelle zur Wohnung an, und versorgte sie mit den nöthigsten Bedürfnissen.

Seht, Kinder, wie Gott diese Gastfreyheit beslohnte. Diese Fremden lehrten aus Dankbarkeit die Leute im Dorfe viel neue und nützliche Dinge,

D und

und verschiedene Handgriffe, wodurch ihr Ackerbau besser von statten ging, als vorher. Sie machten sie mit Futterkräutern bekannt, so daß sie die Stallfütterung einführen konnten. Und auf diese Weise wurden die Leute im Dorfe sehr wohlhabend.

Brich dem Hungrigen dein Brodt; und die im Elend sind, führe ins Haus. Es. 58, 7.

Gastfrey zu seyn vergessest nicht. Denn mancher ist um seiner guten Absicht willen dadurch sehr glücklich geworden. Ebr. 13, 2.

41. Die Tagelöhner.

Der Tagelöhner Trägemann war läßig und faul. Zur Arbeit mochte kein Mensch ihn haben, denn er hinderte nur die andern; und wer denn doch von ihm Arbeit gerhan haben wollte, der mußte gewiß auch jemand bey ihm zur Aufsicht stellen.

Da ihm nun keiner gern was zu verdienen gab, außer im Nothfall, wenn kein anderer zu haben war; so verdiente Trägemann auch wenig, konnte sich nichts zu gute thun, kam immer mehr und mehr von Kräften, und die Arbeit ward ihm von
Tage

Tage zu Tage saurer. Davon ward er nun auch endlich verbrieftlich, mürrisch, neidisch und zänkisch gegen jedermann. Mit seiner Frau, die mit den Kindern, seiner Faulheit wegen, oft kein Brodt hatte, führte er die unzufriedenste Ehe, und man sah ihm das Elend und den Mangel an. Einst, als sie des Abends von der Arbeit nach Hause gingen, klagte er gegen einen andern fleißigen Tagelöhner, und sprach: „Wir armen Tagelöhner! Uns geht es recht übel!“ „Nein“, antwortete der andere, „nur den Faulen unter uns geht es schlecht. Wer arbeiten will und kann, dem mangelt nichts, als das, was überflüssig, und also entbehrlich ist.“

Armuth ist ein Gefährte der Faulheit. Spr. Sal. 6, 6 = II. 14, 23.

42. Der Hehler.

Hehlemann stahl selber nicht, aber die Diebe kamen bey ihm zusammen. Und weil er Bier schenkte; so verzehrten sie bey ihm viel, aus dem Verkauf des Gestohlenen, gelöstes Geld. Auch verkaufte Hehlemann selbst für die Diebe das Gestohlene. Endlich ward die Diebesbande gefangen, und Hehlemann von ihnen angegeben, der denn mit ihnen zugleich gestraft wurde. Wäre

Wäre kein Fehler, so wäre auch kein Stehler.
Wer stehlen sieht, muß sich nicht scheuen, es
anzugeben.

Wer da weiß, daß er etwas Gestohlnes kauft,
der ist ein Gehülfe der Diebe.

43. Die beyden Bauern.

Georg und Martin hatten ein jeder eine Hufe
Landes. Nach einiger Zeit kaufte Georg zu
der seinigen noch zwei andere hinzu; gerieth aber
darüber in solche Weitläufigkeit, daß er den Mar-
tin um Geld ansprechen mußte, um seine Abgaben
zu bezahlen. Da sprach Martin zu ihm: „Ey,
„Gevatter Georg, wie geht das zu! Ihr wollt
„von mir Geld borgen, und ihr habt viel Acker-
„land, und ich nur wenig“? „Das will ich euch
„sagen“, antwortete Georg. „Ihr habt wenig
„Land, und könnet alles selbst aufs beste bestellen;
„ich aber muß theures Gesinde halten, und dieses
„arbeitet unwillig und träge, ackert schlecht, über-
„treibt mein Vieh zur Unzeit, und ärgert mich
„krank — Dadurch bin ich so zurückgekommen“.

Wer auf einmal zu viel umfaßt, hebet nichts
in die Höhe.

Wer

Wer zu viel unternimmt, richtet wenig aus.

Was ein arbeitsamer Mann selbst thut, geräth besser, als was er durch andre Leute thun läßt, die nur uns Brodt dienen.

44. Der Zweifler.

Hans war arm und krank, und konnte sich selbst nicht helfen. Anstatt, daß er seine Obrigkeit hätte ansprechen sollen, oder sie durch den Prediger, wenn er selbst nicht konnte, bitten lassen, daß sie ihm mit Arzney oder Lebensmitteln helfen möchte; zweifelte er, ob die Obrigkeit seine Bitte erhören würde, und wollte es auch nicht einmal versuchen, ihr gute Worte zu geben, noch dem Prediger, der ihn besuchte, seine Noth zu klagen. Da nun keiner erfuhr, wie sehr hülfbedürftig er sey; so nahm er ein schlechtes Ende.

Wer wirklich Noth leidet, der stelle solches seiner Obrigkeit demüthig vor, und halte an mit Bitte um Hülfe. Zu gleicher Zeit habe er das Vertrauen zu Gott, dem Vater der Menschen, daß er die Herzen der Menschen zu allem, was wirklich nöthig und nützlich ist, lenken werde. Uebrigens wird er ruhig und glücklich seyn, es gehe

auch, wie es gehe. Hilft Gott nicht auf die Weise, welche wir ihm vorschlagen, und erwarten; so hilft er auf eine andere; und diejenigen, welche ihn lieben und vertrauen, erlöset er endlich von allem Uebel, und macht sie ganz, und ewig glücklich. Hebr. 10, 35.

45. Die Cantons-Revision.

Es war einmal im Kriege nöthig, daß Rekruten mußten ausgehoben werden, und der Officier ließ deswegen die Eingeschriebenen zusammenkommen. Unter diesen war einer, der weinte sehr. „Schäme dich“! sagte der Officier: „bist du ein „treuer Unterthan, und fürchtest dich, deinem Könige, und dem Vaterlande zu dienen, wenn deine „Dienste nöthig sind! „Ach Herr“! sagte der Bursche: „aus Furcht weine ich nicht; aber ich „habe eine siebenzigjährige gichtbrüchige Mutter, „und eine Schwester, welche durch die Pocken „blind geworden, und diese beyde habe ich bisher „mit meiner Arbeit ernährt; die jammern mich so „sehr“. Der Officier fragte nach, ob dieses sich also verhielte? und als er es wahr befand, ließ er den Burschen zurück. Nach zween Monaten starb die alte Mutter, und kurz darauf die blinde Schwester;

Schwester; und nun, sobald sie begraben waren, ging der junge Bursche zum Regiment, und meldete sich. Denn er sprach bey sich selbst: Nun hält mich keine andere Pflicht ab, meinem König zu dienen, und wenn sich der gute Officier an mir nicht betrogen findet; so ist er vielleicht gegen andere eben so gütig, als er gegen mich gewesen ist.

Edele Gefinnungen sind an keinen Staud gebunden.

46. Die Strafe.

Es war ein Mensch in einem Dorfe, der viel Geld hatte, und, weil er sehr unverständlich war; so bildete er sich auf seinen Reichthum viel ein, und wollte alles mit Geld zwingen. Dieser Mensch hatte einmal eine böse Handlung begangen, und sollte andern zum Exempel gestraft werden. Die Obrigkeit hatte eine öffentliche Leibesstrafe für ihn bestimmt, um seinen Stolz zu demüthigen. Gleich war er mit einem Gelde bereit, und wollte sich von der Strafe loskaufen. „Nein“, sagte die Obrigkeit, „du hast öffentlich, und aus Uebermuth gesündigt, du mußt auch öffentlich beschämt, und gestraft werden. Der Reiche muß

D 4

„eben

„eben so wohl Recht thun, und der Ordnung sich unterwerfen, als der Arme“. Da lobten alle Leute im Dorfe die Gerechtigkeit dieses Ausspruchs, und ein jeder ward dadurch zufrieden gestellt und gebessert.

Siehe des Reichen Geschenke nicht an im Geichte; sondern sey unpartheyisch, wenn du richtest. Gottes und der Obrigkeit Gebote müssen Arme und Reiche befolgen.

Sprüch. Sal. 20, 30. Man muß dem Bösen wehren mit harter Strafe und mit ernstern Schlägen, die man fühlt. Sir. 5, 1.

47. Der Heuchler oder Augendiener.

Klaus diente bey einem Herrn, der andere Geschäfte hatte, und der nur zuweilen, und nicht alle Stunden nach seinen Leuten sehen konnte. Diese Stunden merkte sich Klaus. Wenn er nun wußte, daß sein Herr kommen würde, denn arbeitete er, als wenn er sich tödt arbeiten wollte. War der Herr weggegangen; so ließ er die Arbeit liegen, und that unnütze Dinge. In der Kirche stellte er sich fromm an, seufzete und weinte. Aber heimlich übte er die liederlichsten Streiche aus.

Sein

Sein Herr hielt ihn lange für einen treuen Diener, denn Klaus sprach oft mit ihm davon, daß es Unrecht sey, faul und untreu zu seyn, und klagte über die andern, wie viel er wegen seiner Treue von ihnen leiden mußte. Einst aber betraf ihn sein Herr unversehens über einen wichtigen Diebstahl, und als er gefangen gesetzt wurde, da kamen alle seine bösen Streiche an den Tag. Er ward doppelt gestraft.

Ein Heuchler ist der schändlichste Bösewicht; denn er will nicht allein Menschen, sondern auch Gott betriegen. Aber irret euch nicht, Gott läßt sich nicht spotten.

48. Die gute Gewohnheit.

In Christians Hause war die Gewohnheit, daß des Sonntags Abends Christian seine Kinder und sein Gesinde versammelte, und sie fragte, was sie aus der Predigt behalten hätten. Wer denn am meisten wußte, den ehrte Christian vorzüglich, und sprach mit ihm über das, was er wußte. Auch war das Gesinde, welches bey Christian gedient hatte, Zeit seines Lebens zu kennen; denn es hatte dort etwas Gutes gelernt.

Wie viel Böses geschieht am Sonntage! Und nur der feyert den Sonntag recht, der am Sonntage viel Gutes thut.

49. Leckermaul.

Leckermaul war von seinen Aeltern verzärtelt worden. Er aß dies und jenes nicht. Er tadelte das Essen, und stiftete dadurch viel Böses unter seinem Mitgesinde, so daß die Speisen, die wohl hätten können mit Dankagung gegen Gott gegessen werden, oft verachtet wurden, und stehen blieben. Er kaufte sich Semmel oder Kuchen, und Kaffee, und verbrachte damit lieberlich seinen Lohn. Lange blieb er auch nicht bey einem Herrn; sondern ward bald abgedankt, weil er allenthalben Verdruß anrichtete. Als einst eine Theurung kam, bettelte Leckermaul aus Noth, auch vor der Thür einer gewissen Herrschaft, deren Essen er oft verachtet hatte, und erhielt mit Mühe ein Stück schimmlicht Brodt.

„Ach Gott“, sagte er, „das habe ich hier verdient! wie oft war mir damals sehr gutes Essen zu schlecht! wie oft habe ich das Essen verachtet! Nun muß ich darben“.

Spiegele sich ein jeder an diesem Beyspiel.

50. Vom

70. Vom Nutzen der wahren Frömmigkeit,
und von der Schädlichkeit des Lasters.

Ein fröhlich Herz, gesundes Blut,
Ist in der That ein großes Gut,
Uns hat es Gott gegeben.
Ach dankten wir
Doch Gott dafür
In unserm ganzen Leben!

Wer Gott gehorcht, der dankt ihm recht.
Geschenk' und Gaben sind zu schlecht,
Weil Gott das Herz begehret.
Wenn uns gefällt,
Was Gott gefällt;
Denn wird Gott recht verehret.

Gott weiß am besten, was uns nützt;
Wer ihm gehorcht, der bleibt beschützt
Vor mancher Sorg' und Plage.
Wer Gott verläßt,
Dies glaubet fest!
Hat nie zufriedne Tage.

Ein Laster führt zum andern ihn;
Sich zu verbergen, muß er fliehn
Von Vaterland und Hütte.

Die

Die Obrigkeit
Verfolget weit
Des Bösen flüchtige Schritte.

Die Unruh seines Herzens geht
Mit ihm umher; und wo er steht,
Da nagt ihn Furcht undummer.
Der böse Rath,
Die böse That,
Verwehrt ihm Ruh und Schlummer.

Wer aber reines Herzens ist,
Und Gottes Wohlthat nicht vergißt;
Ihn durch Gehorsam ehret:
Den schüzet Gott
In aller Noth;
Sein Segen wird vermehret.

51. Der gute Landwirth.

Georg ward durch den Ackerbau sehr wohlhabend: und das ging so zu. Er hatte seinen Acker allein: denn in seinem Dorf waren die Gemeinheiten aufgehoben. Im May pflügte er seine Brache sehr sorgfältig, und so tief, als es nützlich war. Bey trockenem Wetter, acht Tage nachher eggete er sie klar und rein, und brachte alles Unkraut

fraut heraus. Vier Wochen nachher, im Junius,
 fuhr er Mist darauf, und pflügte ihn unter. Am
 Ende des Julius pflügte er abermals, und im
 Anfang des Septembers in schmalen Furchen zur
 Saat. Den Saatroggen nahm er von Sand-
 ländern, wo im neu aufgerissenen Acker Roggen
 gestanden, und bezahlte den Wispel gern zwey
 Thaler theurer. Auf Dünger hielt er sehr viel;
 und im Winter brachte er Pferdemist, Kuhmist,
 und alle Arten Mist auf dem Hofe in einen Haus-
 fen, und Blätter, Schilf und Grastorf dazwischen;
 und, wenn er Sandacker zu düngen hatte, auch
 alten Lehm von Backöfen, Wellerwänden oder
 alten Gebäuden. Und alle drey Jahr war sein
 Acker durchgemistet. Auf diesem Acker bauete er
 aber auch mehr, als das zehnte Korn. Sein Vieh
 war in trefflichem Stande. Den Mist verschleppte
 er nicht auf der Straße durch unnöthige Führen.
 Daher konnte auch sein Vieh alle Ackerarbeit bes-
 streiten, und blieb doch munter, und dauerte lange.
 Seine Frau war im Hause und Felde fleißig, brachte
 nichts durch, und stand ihm treulich bey. Seine
 Kinder erzog er zur Frömmigkeit und Arbeit; das
 her konnte er sich auf sie verlassen. Und so ist Georg
 reich geworden. Spr. 12, 11. Die

Die Felder um uns her verlieh uns Gott zum
Segen,
Wenn wir mit klugem Fleiß und Sorgfalt ihrer
pflegen.

Der Arbeit Lohn ist groß, ist gleich die Arbeit schwer.
Seht, Jürge wußte das. D strebt zu seyn wie er!

52. Der Selbstbetrug.

Zwo Frauen, die sich seit langer Zeit gramm ge-
wesen, begegneten sich an einem Brunnen,
und jede wollte zuerst Wasser schöpfen. Denn jede
behauptete: ihr Vieh könne keinen Augenblick läng-
ger warten. Hierüber geriethen sie in ein langes
heftiges Gezänke, und mußten endlich, unter dem
Gelächter aller Nachbarn, von ihren Männern
aus einander gebracht werden. Das Vieh, um
welches sie so besorgt gewesen, hatte indeß stunden-
lang Durst leiden müssen.

So hintergeht der Mensch sich selbst, wenn bey
ihm böse Triebe rege werden! Diese Frauen glaub-
ten selbst, sie zankten sich nur aus Sorgfalt für
ihre Vieh; und doch zankten sie sich bloß, weil sie
einander haßten. Mit jeder andern hätten sie sich
gut vertragen, und ihr gern erlaubt, zuerst zu
schöpfen. Gebt

Gebt wohl Acht, Kinder, auf die geheimen Bewegungen, die in euch entstehen, damit ihr euch nicht selbst zu bösen und schädlichen Handlungen verführt.

53. Der ordentliche Kranke.

Wilhelm hatte einstmals das Fieber von schlechter Verdauung. „Wollt ihr nicht zu der weissen Frau schicken“? sprach diese; „oder zu dem Marktschreyer“? sprach jene unverständige Frau. Hans brachte einen Mann, der Arzeneyn heruntrog, ins Haus, von diesem sollte Wilhelms Bergöhl kaufen und einnehmen. Einer rieth gar, sich von einem Hexenmeister das Fieber verschreiben zu lassen; und was dergleichen Thorheiten mehr waren. Aber Wilhelm sagte: „Rein, das thu ich nicht, meine Gesundheit ist mir lieber.“ „Es ist nicht genug, das Fieber loszuwerden, man muß auch nachher keine schlimmere Krankheit bekommen, als das Fieber selbst ist. Ich will zum Prediger gehn, und was mir der rathen wird, das will ich thun“. Dieser war ein verständiger Mann, und für wenige Groschen Arzeneyn ward die Ursach des Fiebers aus dem Leibe geschafft; und da hörte das Fieber, als die Wirkung, von selbst auf. Denn ohne Ursach ist keine Wirkung.

54. Der

54. Der Ungeduldige.

Klaus war krank, und die Krankheit endigte sich mit einem Ausschlag in der Haut. Ein verständiger Prediger, der ihn besuchte, rath ihm, sich etliche Tage ruhig zu halten, und vor Verkältung zu hüten, und das Empfindliche des Ausschlages, wodurch die Krankheit gehoben würde, geduldig zu ertragen, ohne es durch Kratzen und Reiben zu vermehren. Aber Klaus folgte diesem guten Rathe nicht; er verkältete sich, und kratzte sich allenthalben wund. Dadurch wurden die Schmerzen vermehrt, und er ward immer ungeduldiger. Endlich schlug durch die oftmalige Verkältung der Ausschlag zurück, und Klaus mußte unter großen Schmerzen sterben.

Spr. Sal. 16, 32. Ein Geduldiger ist besser, denn ein Starcker.

Einige Krankheiten sind bloß empfindlich und schmerzhaft, aber nicht gefährlich, sondern vielmehr heilsam. Und nur unter der Bedingung, sie geduldig zu ertragen, wird der Kranke völlig gesund.

55. Der Sanftmüthige.

Hans wurde im Anfang, als er Schulze geworden, und auf Ordnung und Recht im Dorfe

zu halten anfang, oft von den Nachbarn angefeindet, und mit empfindlichen Reden gescholten. Aber er schalt nicht wieder, sondern sprach: „Ihr Leute, warum scheltet ihr auf mich? Ich suche ja euer aller Bestes. Ohne Ordnung kann kein Dorf glücklich seyn. Mit der Zeit werdet ihr das besser einsehn und mir danken“.

Epr. Gal. 16, 32. Der seines Muths Herr ist, ist größer, als der Städte gewinnet.

Vergeltet nicht Böses mit Bösem, sondern traget es sanftmüthig, wenn ihr um etwas Gutes willen leidet; so werdet ihr eurem sanftmüthigen Heilande Jesu Christo ähnlich.

56. Die bösen Bauern.

Die Bauern zu Bösendorf waren in der ganzen Gegend im übelsten Rufe. Aber es waren auch recht böse Leute: denn sie verrückten heimlich die Grenzen ihrer Herrschaft und ihrer Nachbarn; und wo ihr Ackerstück an eine Heide oder Anger traf, da pflügten sie alle Jahre etwas ab, und wollten auf solche ungerechte Weise ihren Acker, zum Schaden derer, denen das übrige gehörte, vermehren.

E

Ihr

Ihr Vieh hüteten sie oft in Schöningen, oder auf andern verbotenen Plätzen, wenn sie wußten, daß keine Aufsicht war, oder ließen es ohne Hirten in Schyden laufen. Wenn sie etwas zu geben hatten, an Korn oder Zehend, den betrogen sie, wo sie konnten. Und Holz stahlen sie, wo nur etwas zu stehlen war. An ihre Kinder wendeten sie nichts, und gönneten ihnen nicht einmal den Schulunterricht. Sie selbst aber kamen so selten, als möglich, in die Kirche, den einzigen Ort, wo sie noch etwas gutes hätten hören, und von ihrem Unrecht überzeugt werden können. Aber bey allem diesem Trachten nach unrechtem Gut blieben sie doch bettelarm, und kamen auf keinen grünen Zweig, und waren, wie schon gesagt ist, in der ganzen Gegend verachtet.

Wer Grenzen verrückt, ist Ursach an vielem Bösen. 5 Mos. 27, 17.

Begehret nicht, was euch nicht gehört.

Trachtet nach Recht, und lasset ab vom Unrecht. Denn jedes Unrecht ist Sünde.

Nur diejenigen, die Gerechtigkeit lieben, können hier in diesem Leben ruhig und glücklich, und nach dem Tode selig seyn. Amos 5, 14. 15.

57. Der

57. Der fluge Wirth bey der Eheuring.

Als einst bey nasser Bitterung das Getrende schlecht gerathen war, und der Scheffel Roggen drey Thaler galt; da rechnete Georg aus; daß er sonst gewöhnlich sechzig Scheffel Roggen zu Brodt gebraucht hätte. Er fing also gleich nach der Aernthe zu sparen an, und kaufte drey Wispel Erdtoffeln, für sechzehn Thaler den Wispel, das waren acht und vierzig Thaler. Und nun verkaufte er dreyßig Scheffel Roggen für neunzig Thaler, weil er, statt des mehreren Brodts, nun Erdtoffeln speisete; und gewann auf die Weise bey der theuren Zeit, da fast ein jeder verlohr, zwey und vierzig Thaler.

Denke in Zeiten daran, wie du dich einrichten willst; denn wenn die Noth einbricht, so ist's zu spät.

58. Das Glück des Tugendhaften schon hier auf Erden.

Christian war in der Jugend von seinen Aeltern zur Schule gehalten, und zu Fleiß und Rechtschaffenheit gewöhnt worden; daher war er verständig, und liebte das Gute.

Als er groß wurde und heirathen wollte, da sah er vornehmlich nach einer fleißigen und tugendhaften

haften Person, die er kannte: daher war sein Ehestand glücklich; denn sie liebten sich beyde, und hielten über Ordnung und Zucht in ihrem Hause. Ihr beyderseitiger Fleiß machte denn auch, daß ihr Vermögen sich vermehrte; und von diesem Segen waren sie wohlthätig, und dienten gern mit Rath und That; daher war ihnen jedweder gezogen. Sie giengen allem Zank aus dem Wege, mengten sich nicht in Dinge, die sie nichts angingen, und gaben einem jeden das seinige. Daher blieben sie von Processen und Strafen frey, und die Herrschaft mochte sie, ihrer guten Wirthschaft und Bescheidenheit wegen, sehr wohl leiden. Weil sie mäßig lebten, sich nicht ärgerten und zankten; so blieben sie gesund, und erreichten ein frohes Alter. Auch ihre Kinder geriethen wohl, weil sie ihnen mit gutem Beyspiel vorgingen, und sie von Jugend auf gewöhnten, Gutes zu thun.

So ist die Tugend der sichere Weg zur Glückseligkeit.

59. Das Testament.

Als Heinrich gefährlich krank war, sagte der Prediger zu ihm: „Wollet ihr nicht etwan ein Testament machen, und in diesem letzten Willen
„über

„über euer Vermögen und Nachlaß etwas fest-
 „setzen“? „Lieber Herr Prediger“, sagte Hein-
 rich: „daß habe ich längst bey gesunden Tagen
 „gethan, um auf meinem Sterbebette nicht damit
 „beschäftigt zu seyn. Ich habe meinen letzten
 „Willen, oder Testament selbst geschrieben, und in
 „unserm Gerichte niedergelegt“. Da lobte der
 Prediger diesen verständigen Mann, der nicht
 allein die Ordnung geliebt; sondern auch bey ge-
 sunden Tagen an den Tod gedacht hatte.

Bedenke das Ende deines Lebens oft; so wirst
 du in allen Stücken weislich handeln.

60. Der sterbende Jüngling.

Ein junger Mensch, der in der Schule sehr fleiß-
 fig, und seinen Aeltern gehorsam gewesen war,
 lag tödtlich krank. Die Aeltern hatten gleich bey
 dem Anfange der Krankheit einen verständigen Arzt
 zu Rathe gezogen; aber die Krankheit war nicht zu
 heilen. Sie betrübten sich nun sehr, als sie sahen,
 daß sie ein so wohlgerathenes Kind verlieren soll-
 ten, und weinten kläglich an seinem Bette. Da
 sprach er folgende merkwürdige Worte: „Weinet
 und betrübet euch über meinen Tod nicht allzusehr,

geliebte Aeltern! Gott läßt aus weisen Ursachen einen früh, den andern spät sterben. Wer Liebe und Vertrauen zu ihm hat, ist niemals, und auch im Tode nicht unglücklich. Dieser Glaube macht mich izt getrost. Mein Tod ist ja nur eine Veränderung meines Zustandes; ich komme aus dem bisherigen in einen andern und bessern Zustand; sollt ich mich denn nicht freuen? Und da ich weiß, daß ihr mir alles Gute gönnt, geliebte Aeltern; so freuet euch auch! Und habt vielen Dank, daß ihr mich fleißig zur Schule gehalten: denn da lernt man, wie man tugendhaft und glücklich leben, und denn in Frieden sterben kann —“.

Der Tod ist nur denen schrecklich, die wenig gute Erkenntnisse haben, und von den väterlichen Absichten Gottes mit den Menschen nicht genug unterrichtet sind. Spr. Sal. 14. 32.

Lernt, Kinder, aus allen solchen Geschichten, wie viel nützlich es man in guten Schulen lerne!

61. Verschiedene Folgen des ordentlichen, und unordentlichen Lebens.

Einst waren zwei Schwestern in einem Dorfe: die älteste war ordentlich und sitzsam; und die jüngste war frech und liebedlich. Die

Die älteste, nachdem sie eine Zeitlang fleißig und treu gedienet hatte, heirathete einen guten Mann, mit dem sie vergnügt lebte.

Die jüngste aber ward ihrem Bräutigam untreu, und lief mit einem andern Mann davon. Dieser aber war selbst liederlich; und weil er gewahr wurde, daß sie mit andern freundlicher that, als mit ihm; so verließ er sie und ihr Kind in großer Armuth. Sie bettelte sich nun nach ihrem Vaterlande zurück, wo sie von allen ihren vorigen Bekannten verachtet wurde. Indes verdarbte ihr unschuldigtes Kind; und weil sie, statt zu arbeiten, lieber stehlen mochte, so kam sie ins Zuchthaus, worinn sie auch starb.

Des Lasters Bahn ist anfangs zwar
 Ein breiter Weg durch Auen;
 Allein sein Fortgang wird Gefahr,
 Sein Ende Nacht und Grauen:
 Der Tugend Pfad ist anfangs steil,
 Läßt nichts als Mühe blicken;
 Doch weiter hin führt er zum Heil,
 Und endlich zum Entzücken.

62. Es ist mehr Gutes, als Böses in der Welt.

Christian sprach oft zu seinen Kindern: „Kinder,
 „wenn es euch wohl geht, wenn ihr mit Lust
 „esset, wenn ihr gesund seyd, wenn es schön Wet-
 „ter ist, wenn die Vögel singen, wenn ihr euch
 „an dem Anblick des Gerreydes, oder am Geruch
 „der blumigten Wiese vergnügt — so danket Gott
 „mit Freuden, der alles dieses Gute giebt. Ich
 „bin ein alter Mann, aber wenn ich nachdenke;
 „so hat mich Gott weit mehr Freuden, als Wider-
 „wärtigkeiten erleben lassen; und ihr Kinder wer-
 „det dasselbe sagen müssen. J. E. Gegen Einen
 „Tag Krankheit, wie viel Tage Gesundheit! Das
 „meiste Misvergnügen macht der Mensch sich
 „selbst, durch Unordnung und Laster. Wer Gott
 „recht aus Dankbarkeit liebt, und durch Gehor-
 „sam ehrt, für den ist die Welt kein Jammerthal.
 „Das Unangenehme in dem menschlichen Leben ist
 „entweder verschuldet; und denn ist es, als Strafe,
 „zur Besserung nützlich; oder es trifft uns, ohne
 „daß wir es veranlasset haben; und denn ist es
 „Schickung oder Verhängniß des allerweisesten
 „Gottes

„Gottes und Vaters, und im Ganzen gewiß gut
 „und nützlich. 3. E. Es übet uns in der Geduld,
 „Was dem einen nützet, das schadet dem andern
 „Dinge. 3. E. Der Tod eines eßbaren Thieres
 „verschaffet dem Menschen seine Nahrung und
 „Speise. So wie es nicht immer Tag oder Früh-
 „ling seyn kann; so kann es auch nicht immer
 „jedem Menschen nach seinem Sinne gehen“.

In diesem Leben ist noch keine vollkommene
 und immerwährende Glückseligkeit. Wer einst
 vollkommen, und ohne Aufhören glücklich seyn will,
 der muß erst lernen, tugendhaft und gut zu seyn,
 das ist, er muß Dankbarkeit und Mäßigkeit im
 Glück, und Geduld in Widerwärtigkeiten lernen.
 Beständige Glückseligkeit ist nach dem Tode der
 Lohn des Frommen. Es ist eine große Gnade
 Gottes, daß hier in dieser Welt schon mehr Gutes
 als Böses ist, und also sogar unsre Lehrjahre uns
 angenehm gemacht worden sind. Ps. 119; 64.

63. Endzweck und Mittel.

Elisabeth sprach zu der Frau, bey der sie diente:
 „Ich wollte gern von Gott, von seinem Will-
 „len, oder von dem, was Gott befohlen und ver-
 „boten

„boten hat, und wie ich beständig, und auch nach
 „dem Tode, glücklich werden kann, so viel als
 „möglich ist, wissen“. „Also“, antwortete ihre
 verständige Herrschaft: „mußt du hören, das
 „heißt, Acht geben, und verstehen, was gelehrt
 „wird; und auch lesen, das heißt, gedruckte oder
 „geschriebene Wörter, und ihre Bedeutung, kennen
 „und verstehen lernen. Des Hörens wegen geht
 „man in die Predigt; wer lesen kann, der kann zu
 „Hause noch in der Bibel, im Gesangbuch, oder
 „sonst in einem guten Buche lesen. In der Predigt
 „wird die Bibel erklärt, und wenn dieses gehörig
 „geschiehet; so lernt man sie immer mehr und
 „mehr verstehen. Was du nun daraus Gutes be-
 „halten oder gelernt hast, das mußt du fleißig
 „und gern thun, und in Uebung bringen; Gott
 „aber um Weisheit dazu täglich bitten. Dieses
 „sind Mittel zu deiner Absicht. Wenn du diese
 „Mittel treulich anwendest; so wirst du deinen
 „Endzweck erlangen“.

Was ich zu erlangen wünsche, ist Endzweck,
 oder Absicht.

Wodurch ich diesen Endzweck erlange, das
 sind die Mittel.

Woc

Wer sich gute Endzwecke vorsetzt, wie hier Elisabeth that, der ist auf dem Wege, gut zu werden.

Wer die rechten Mittel wählt, gute Endzwecke oder Absichten zu erlangen, der ist weise.

Wer uns diese Mittel bekannt macht, als Aeltern, Lehrer, Prediger, und wahre Freunde, der verdient unsern größten Dank.

64. Der gute Soldat.

Als Christophs Sohn, Wilhelm, groß wurde, mußte er Soldat werden. Er ging auch willig zum Regiment, weil er in der Schule gelernt hatte, man müsse gehorsam seyn, nicht murren, noch seinem eignen Willen folgen. Er gedachte: Gott hat mich zu diesem Stande bestimmt; denn alles, was geschieht, das geschieht nach Gottes weisen und gnädigen Willen.

Als er das lernen sollte, was man als Soldat wissen muß, gab er recht Achtung. Denn er hatte schon in der Schule, Achtung zu geben, gelernt. Er bekam auch keine Strafe wegen Nachlässigkeit; sondern ward in kurzer Zeit so geschickt, als der beste in der Compagnie. Und weil er in der Schule sehr fertig schreiben und rechnen gelernt hatte,

hatte; so nahm ihn der Adjutant des Regiments zum Schreiber an.

Im Kriege verhielt er sich wohl, war beständig da, wo er seyn sollte, plünderte und raubte nicht; sondern ließ sich an seinem Solde begnügen. Was ihm befohlen war, das that er unerschrocken, und sprach oft andern Muth ein, die sich fürchteten. Brüder, rief er, wer Gott vertraut, der hat Herz. Wenn wir unsre Schuldigkeit thun, denn sorgt Gott für uns. Ein Schelm, der seine Fahne verläßt —

Wilhelm ward bald Unterofficier, und endlich Feldwebel. Da er denn von allen, die ihn kannten, Achtung und Liebe genoß, auch sein gutes Auskommen hatte.

Wer in der Jugend gelernt hat, seine Pflicht zu thun, und in erwachsenen Jahren sie wirklich thut, der kann bey Gefahren und Beschwerlichkeiten sich vorzüglich auf Gott verlassen, und deswegen getrostem Muths seyn. Spr. Sal. 2, 7. 8.

65. Die rechtschaffene Frau.

Marie hatte einen Mann, der sehr zum Zorn geneigt war, und bey allen Gelegenheiten in
Hestigs

Hefstigkeit und Eifer gerieth. Als Marie das merkte, vermied sie desto sorgfältiger alle Gelegenheiten zum Verbruß, und war so fleißig und ordentlich, daß ihr Mann fast keine Gelegenheit finden konnte. Wenn sie denn sah, daß er doch verbrießlich wurde; so war sie desto freundlicher gegen ihn, und widersprach ihm nicht. Dst hat sie Gott in ihrer Einsamkeit um die Besserung ihres Mannes, und um Geduld. Endlich ward sein Herz erweicht; und als sie einstmals zum Abendmahl gehen wollten, bat er seine Frau, ihm alle sein Unrecht zu vergeben, und versprach aufrichtig, sich zu bessern. Da betete Marie mit ihm zu Gott um Beystand zu diesem Vorsatz. Und sie führten nachher eine glückliche und zufriedne Ehe.

Eine rechtschaffene Frau kann viel zur Besserung ihres Mannes beitragen. Sir. 26, 1.

Jac. 5, 19. Wer einem Menschen zur Tugend behülflich ist, hat großen Lohn von Gott zu erwarten.

66. Ein Lied.

Gott! deine Güte reicht so weit,
So weit die Wolken gehen.

Da



Du liebst uns aus Barmherzigkeit,
 Und eilst, uns beyzustehen.
 Durch dich währt unser Leben fort;
 Vernimm auch ist mein kindlich Wort;
 Denn ich will vor dir beten.

Ich bitte nicht um Ueberfluß
 Und Schätze dieser Erden:
 Du weißt, wie viel ich haben muß,
 Und dieses wird mir werden.
 Gib nur, o Gott! mir den Verstand,
 Daß ich dich, und den du gesandt,
 Und mich selbst recht erkenne!

In dieser Absicht segne du,
 O Gott! die guten Lehren,
 Die wir in Sicherheit und Ruh,
 Ist lernbegierig hören.
 Mach uns geschickt zu jeder That,
 Die uns dein Wort geboren hat
 Durch Jesum Christum. Amen.

67. Die guten Brautleute.

Eine kranke Wittwe lag in einer elenden Hütte
 ganz allein. Einst hatten die Leute im Dorfe
 eine Hochzeit, zu welcher viel Essen gekocht wurde.
 Da

Da sagte die Braut zum Bräutigam: „Uns geht
 „es, Gott Lob! so wohl. Wir haben Ueberfluß —
 „Aber wie viele mögen Noth leiden! Laß uns
 „an unserm Hochzeitstage eine gute Handlung thun,
 „und der armen franken Frau dort ein wenig Es-
 „sen schicken, oder selbst bringen“! „Du hast
 „Recht“, sagte der Bräutigam, „ich liebe dich
 „nun noch mehr als vorher, weil du so gut ge-
 „sinnet bist“. Da nahmen sie jeder etwas von
 guten Speisen, und trugen es selbst der armen
 Frau hin, und sorgten, daß die Frau, die bisher
 ganz verlassen war, Arzeney und Wartung erhielt.
 Die franke Frau weinte vor Freuden, und segnete
 sie. Darauf gingen sie wieder nach dem Hoch-
 zeitthause, und rühmten sich nicht etwa ihrer That
 vor den Gästen; aber sie waren außerordentlich
 vergnügt. Sir. 14, 14.

68. Briefe.

Eine Wittwe hatte eine einzige Tochter, Marie,
 die sie sehr liebte. Doch konnte sie diese Toch-
 ter nicht stets um sich haben, denn sie war arm;
 darum hatte sich die Tochter in einem nahegele-
 gen Dorfe bey einer guten Herrschaft vermiethen
 müssen

müssen. Ihre Herrschaft zog endlich in eine große Stadt, und sie mußte dahin folgen. Obgleich ihre Mutter es nicht gern sahe, daß Marie in der Stadt dienen sollte; so mußte sie es doch geschehen lassen, weil es mitten im Dienstjahre, auch die Herrschaft überaus gut war. Bey dem Abschiede nun ermahnte die Mutter ihre Tochter herzlich, sich vor Verführungen der Städte zu hüten. Da sagte Marie: Liebe Mutter, ihr könnt ja schreiben, und ich auch; schreibt mir zurweilen, und erinnert mich an mein Versprechen, welches ich Gott und euch gethan habe, mich gut aufzuführen. Nach einiger Zeit schrieb die Mutter folgenden Brief an die Tochter:

Liebe Tochter,

Wie geht es dir in deinem neuen Zustande? Bist du noch gut und fromm, und hütest dich, daß du in keine Sünde willigest, noch wider Gottes Gebot thust? Ich bete zwar täglich für dich zu Gott, daß er deiner Jugend und Unerfahrenheit durch seinen Beystand zu Hülfe komme; aber du mußt auch beten. Fliehe den Müßiggang; mache dir stets solche Geschäfte, die entweder deinem Leibe, oder deiner Seele wahren
Vor

Vorthheil bringen. Lebe mit deiner Herrschaft und
 auch mit deinen Mitbedienten in Friede und Einig-
 keit. Suche deiner Herrschaft Vorthheil aus allen
 Kräften, und sie wird dir wieder helfen und dein
 Wohlseyn befördern. Und wenn sie dir auch nicht
 danke; so hast du doch Gott gehorchet und ihn
 geglaubet. Gott aber läßt denen, die ihn durch
 Gehorsam ehren, alles zum Besten dienen. Es
 gehe dir also an Leib und Seele wohl! dieses wün-
 schet

deine treue Mutter.

Antwort der Tochter.

Liebe Mutter,

Wie gut ist doch, daß Ihr schreiben könnt,
 und daß ich auch schreiben kann! Wir sind
 so weit von einander, und nun können wir doch
 manchmal so herzlich mit einander reden, als wenn
 wir beyammen wären. Euer lieber Brief hat
 mich recht gestärket. Ihr habt wohl recht, liebe
 Mutter, daß Ihr mich vor Müßiggang warnet.
 Auf dem Lande, wenn ich meine gewöhnliche Ar-
 beit gethan hatte, denn ging ich in den Garten,
 oder auf das Feld, und half, wo ich arbeiten sah.
 Aber hier ist das alles nicht. Dafür haben wir

F

aber

aber auch hier oftmals Wochenpredigten. Denn arbeite ich vorher fleißig, und wenn sichs schicken will; so bitte ich meine Herrschaft um Erlaubniß, in die Wochenpredigten zu gehen.

Meine Herrschaft ist zufrieden mit mir, und ich mit ihr. Meinen Mitbedienten begegne ich höflich, wie sichs für ein so junges Mädchen schickt; und wenn sie manchmal auch mit Unrecht auf mich schelten, denn schweige ich still. Ich denke, wenn mich mein Gewissen nicht schilt; so werden mir unverdiente Scheltworte nicht schaden können.

Liebe Mutter, wenn Ihr mir es nicht verdanken woltet — In diesem Briefe sind zween Thaler, die habe ich übrig, denn ich habe noch vier Thaler baar Geld, und meine Kleidungsstücke sind ganz und gut. Nehmt doch diese zween Thaler von Eurer lieben Tochter an, und pfeget Euch in Eurem Alter dafür. Ich kann Euch doch mein Lebetage nicht alle Wohlthat vergelten, die Ihr mir erzeigt habt. Nicht wahr, liebe Mutter, Ihr seyd doch darum nicht unwillig über

Eure

gehorsame Tochter

Marie.

69. Die

69. Die Kluge Wahl.

Ein kluger Mensch wollte heirathen, und kam in ein Haus, in welchem zwei Schwestern waren. Die eine war hübsch, putzte sich gern, und that nicht gern nützliche Arbeit. Die andre aber war fleißig; that alles im Hause, und besorgte die ganze Wirthschaft.

Welche von beyden wird er wohl geheirathet haben?

70. Vom Nutzen der Obrigkeit.

In einem Dorfe wohnten vier ordentliche, oder solche, die Ordnung und Recht liebten, und zwölf unordentliche Wirthe, das heißt, solche, die sich nach nichts, als nach ihrem eigenen Willen richten wollten, und zum allgemeinen Besten nichts beytragen mochten. In dem Felde dieses Dorfs floß ein kleiner Fluß, der bey großem Wasser oft die Dämme durchbrach, und durch Ueberschwemmung Aecker und Wiesen beschädigte. Die vier ordentlichen Wirthe dämmten und thaten ihr mögliches; aber es war für sie zu viel Arbeit; die zwölf unordentlichen aber wollten nicht helfen, und aus Eigensinn lieber Schaden leiden, als den andern

behülflich seyn. In ihrem Dorfe war es so morastig und tief, daß im Winter ihr Vieh stecken blieb, und keiner ohne Mühe und Schaden den Dünger vom Hofe bringen konnte. Die vier ordentlichen Wirthe sagten oft: „Laßt uns alle helfen, und das Dorf mit Feldsteinen pflastern“. Die zwölf unordentlichen aber wollten nicht, sondern nahmen allerley andere Dinge vor, und der Ackerbau war ihre geringste Sorge. Es war viel entlegener schlechter Acker bey dem Dorfe, und das Dorf hatte wenig Holz; denn es war von je her schlecht damit haushalten worden. „Lasset uns Schonungen machen“, sprachen die ordentlichen, „und Holzsaamen darinn säen, und das Vieh hüten, daß es das junge Holz nicht abfrisst, bis es groß wird; so haben doch wenigstens unsere Kinder Holz zu erwarten“. „Das wäre uns eben recht“, sprachen die unordentlichen, „ist jagen wir unsere Pferde aus dem Dorfe, und lassen sie laufen, wohin sie wollen; alsdenn müßten wir dieses ja unterlassen“. Kurz, sie hielten in allem Guten das Widerspiel. Endlich bekam dieses Dorf eine ordentliche Obrigkeit. Da ward es anders. Die Rechtschaffenen wurden gelobt und geschützt,
die

die andern mußten sich Ordnung und Recht gefallen lassen, und die Widerspenstigen wurden gestraft.

Gott regieret die Menschen durch Obrigkeiten. Die Obrigkeit ist von Gott verordnet. Sie strafet die Bösen, und ist der Frommen Schutz und Beystand.

Jedermann sey also willig unterthan der Obrigkeit, die Gewalt über ihn hat. Röm. 13, 1. u. f.

71. Das Gewitter.

Furchtsam war mit Wilhelm einst zur Arbeit auf dem Felde. Da kam ein Gewitter mit starken Blitzen und Donnerschlägen. Furchtsam sagte:
 „Komm, Wilhelm, laß uns laufen, dort steht
 „ein hohler Baum, darinn wollen wir uns vor
 „dem Gewitter verbergen? Mir wird ganz angst
 „bey dem Donner und Blitze“. Wilhelm sprach:
 „Nein, so unverständlich bin ich nicht. Unter
 „Bäume zu treten, die oben dürre Zacken haben,
 „wie dieser hat, ist nicht gut bey einem Gewitter.
 „Denn der Blitz fährt gerne an solchen Bäumen
 „herunter. Das Gewitter ist eine Wohlthat
 „Gottes, es erschüttert die Erde, macht durch
 „warmen Regen das Land fruchtbar, und reiniget
 „die

„die Luft. Wenn ich auch naß werde, mein Zeug
 „wird bald wieder trocken, und unter freyem
 „Himmel ist weniger Gefahr, als in dem hohlen
 „Baum. Oder meynst du, wenn Gott meinen
 „Tod beschloffen hätte, daß ich ihn denn durch den
 „hohlen Baum abhalten würde“? Furchtsam
 ließ sich durch die Unerfrochtenheit Wilhelms,
 welche auf vernünftige Gedanken gegründet war,
 bewegen, und blieb bey ihm. Als sie noch redeten,
 da schlug der Blitz in den hohlen Baum,
 worinn sich Furchtsam verbergen wollte. Da fiel
 Furchtsam, als er sich vom Schrecken erholet
 hatte, Wilhelmen um den Hals, und dankte ihm.
 „Lieber Wilhelm, du hast mir mein Leben geret-
 „tet“! rief er. „Nur halb“; sprach Wilhelm,
 „denn deiner Folgsamkeit gegen meine Vorstellun-
 „gen gebührt die andere Hälfte“.

Furcht vermehret allemal die Gefahr.

Der Furchtsame leidet doppelt, nämlich von
 wirklichen und eingebildeten Gefahren; und weiß
 sich vor Angst nicht zu helfen, wenn auch noch
 Rettungsmittel für ihn da wären.

72. Das Brennglas.

Einst schien des Frühlings die Sonne sehr hell
 in die Schulstube. Die Schulkinder hatten
 durch ihre Aufmerksamkeit ihrem Lehrer Freude ge-
 macht, und er wollte ihnen wieder eine Freude
 machen. Da holte der Lehrer ein Brennglas, und
 sprach: Kinder, was meynt ihr dazu? Es ist kein
 Feuer in der Stube, und ich will doch mit Hülfe
 dieses Glases ein Stück Schwamm anstecken.
 Darauf trat er in die Sonne, ließ die Sonnen-
 stralen in einer gewissen Entfernung durch das
 Glas auf den Schwamm fallen; da brannte der
 Schwamm. Eins von denen Kindern, welches
 am meisten nachdachte, sprach: Lieber Lehrer,
 nicht wahr, die Sonne brennt? aber im Glase
 selbst ist kein Feuer? Du hast Recht, sprach der
 Lehrer, das Glas ist nur das Hülfsmittel oder die
 Mittelursach dazu. Es sammelt die Sonnenstras-
 len, denn es ist auf eine gewisse Art geschliffen.
 Aber wer merkt unter euch auf noch etwas, das
 doch auch nöthig ist, wenn es anzünden soll? Da
 riethen die Kinder bald auf dieses, bald auf jenes;
 aber keiner traf es recht. Rathen hilfe nichts,

sprach der Lehrer, wo es bloß auf Sehen und Bemerkten ankömmt. Doch ich will es euch sagen: Ich muß das Glas in einer gewissen bestimmten Weite von dem, was ich anzünden will, halten, sonst zünden die Sonnenstralen nicht, wie ihr sehen könnt.

Aber ich will euch noch einen Nutzen des Glases, welches auf die Art, wie dieses, geschliffen wird, kennen lehren. Alles, was man dadurch betrachtet, scheint größer, als es wirklich ist: wie ihr an den Buchstaben in diesem Buche sehen könnt, wenn ihr sie durch dieses Glas ansehet. Man hat auch noch kleinere, und nach andern Regeln geschliffene Gläser, die sehr kleine, oder sehr entfernte Dinge, am Himmel oder auch auf der Erde, deutlicher machen, oder nahe vor's Auge bringen; da wir denn beydes genauer, als ohne diese Gläser mit bloßen Augen, betrachten können. Die ersten heißen Vergrößerungsgläser; die andern Ferngläser.

Da fragten die Kinder, ob die Brillen nicht auch solche Gläser wären? Nein, sagte der Lehrer, die Gläser an den Brillen sind gerade geschliffen, und sind also verschieden von dieser Art Gläsern,

fern, als das Brennglas ist, welches in der Mitte dicker ist, als am Rande.

Auch dienen die Brillen denen, deren Augen blöde geworden sind, nur dazu, um in der Nähe besser zu sehen. Wer aber ein scharfes Gesicht hat, den hindern die Brillen im Sehen. Ihr, die ihr gesunde Augen habt und gut sehen könnt, danket Gott, lieben Kinder, daß er euch gesunde Augen geschenkt hat, womit ihr um euch her alle seine schönen Werke sehen könnt, und sündigt nicht mit euren Augen.

Wie kann man denn mit den Augen sündigen? fragten die Kinder. Auf mancherley Art, antwortete der Lehrer. Am meisten aber, wenn man gerne Böses thun sieht.

73. Der Magnet.

Ein Schullehrer versprach einstmal seinen Schulkindern ein merkwürdiges Schauspiel. Erstlich nahm er einen Magneten, und ließ einen von den Schulkindern einen Schlüssel daran halten; und der Schlüssel blieb hangen. Zum andern streute er Eisenfeilspäne auf einen glatten Tisch; unter dem Tische strich er mit den eisernen Beschlügen.

schlagen des Magneten an der Tischplatte, da, wo obenauf die Eisenspäne lagen, hin und her; und die Eisenspäne schienen zu tanzen, und hin und her zu laufen. Da verwunderten sich die Kinder sehr, und einige baten ihren Lehrer, er sollte ihnen doch erklären, wie das zuginge. Das kann ich nicht, ihr lieben Kinder, sprach er; aber natürlich ist es, und keine Zauberey. Denn, daß der Magnet die wahre Ursach ist, warum sich iho die Feilspäne bewegen, dieses seht und erkennt ihr; denn die Wirkung erfolgt jederzeit, und eben so gewiß, wenn ich, oder ein anderer den Magneten führet. Also wenn ihr künftig etwas sehet, davon ihr nicht begreift, wie es damit zugeht; denn erinnert euch an die Wirkungen des Magneten, und hütet euch für Aberglauben.

Aber lieber hätte ich es gesehen, fuhr der Lehrer fort, wenn ihr mich nach dem Nutzen des Magneten gefragt hättet. Und er hat vielfachen Nutzen. Der wichtigste ist seine Eigenschaft, daß eine mit Magnet bestrichene stählerne Nadelspitze sich stets nach Norden kehrt, wenn sie nur in der Mitte ausliegt, und in der Schweben sich frey bewegen kann. Ihr könnt an diesem Kompaß hier dieses

dieses alles sehen. Drehet ihn so oft um, als ihr
 wollt, und die bestrichene, und wie ein Pfeil ge-
 staltete Spitze wird stets nach Norden weisen.
 Durch diesen Kompaß wissen die Schiffer in der
 großen See ihren Weg zu finden, und segeln nur
 einige tausend Meilen nach solchen Ländern, wohin
 zu Lande kein Weg und kein Fuhrwerk gehen kann.
 Durch die Schifffahrt haben sich die Menschen auf
 der Erde kennen gelernt. Sie handeln, das heißt,
 sie vertauschen ihren Ueberfluß gegen einander, und
 bezahlen entweder mit Waaren, oder mit Geld.
 Die Waaren, welche oft sehr schwer sind, werden
 in Schiffen auch bequemer und wohlfeiler, als auf
 Wagen, fortgebracht. Denn ein großes Schiff
 kann mehr fortschaffen, als tausend Wagen, jeder
 mit vier Pferden bespannt. Wir haben auch
 durch die Schifffahrt Gottes Herrlichkeit in der
 Schöpfung noch besser kennen gelernt, als zuvor,
 da wir fremde Länder nicht leicht besuchen konnten.
 Seht, Kinder, so, und noch auf andere Art, nuzet
 dieser unansehnliche Stein, den man Magnet heißt.

Da freueten sich die Kinder, und lobeten Gott,
 der seinen Geschöpfen so bewundernswürdige Ei-
 genschaften, und dem Menschen die Vernunft ge-
 geben,

geben, wozu die Dinge nützlich sind, zu erfinden. Auch baten sie ihren Lehrer, ihnen noch mehr solche angenehme Lehrstunden zu halten.

Wie geht das zu? fragt oft der Neugierige. Wozu nützt es, oder wie kann ich die Sache gebrauchen? so fragen die Wißbegierigen, oder, die gern verständig und geschickt werden wollen.

74. Von den Vorzügen des Landlebens.

Ein Bürger gieng einst im Frühling nach einem Dorfe. Gegend Abend kam ein gewaltiger Regen, und er getraute sich nicht in dem Regen nach Hause zu gehen, sondern blieb in dem Dorfe. Nach kurzer Zeit trat der Hauswirth mit seinem Sohne herein, die von der Arbeit kamen. Und nach den gewöhnlichen Grüßen entstand unter ihnen folgendes Gespräch.

Der Bürger. Nein, ich möchte kein Bauer seyn! In solchem Wetter pflügen, oder sonst draußen handthieren, das mag keine kleine Plage heißen, und wie oft ist im Jahr nicht schlechtes Wetter!

Der Hauswirth. Mühe ist keine Plage, lieber Herr; und denn ist das Wetter von Gott, und ist immer nützlich. Der

Der Bürger. Ja das ist wohl wahr; aber ihr werdet doch naß und krank davon.

Der Sohn. Naß wohl, aber darum nicht krank; und das macht die Gewohnheit, oft naß zu werden, daß es uns nicht schadet.

Der Bürger. Ihr seht freylich nicht krank aus, mein Freund; aber ehe man das auch gewohnt wird!

Der Sohn. Von Jugend auf sind wir härter, als die Leute in der Stadt. Wir spielen, als Kinder, im kalten Wasser, und oft bey solchem strengen Wetter auf der Straße, da in der Stadt keiner sein Kind heraus ließe. Und überdies sagt das Sprichwort: Arbeit wärmt.

Der Bürger. Wir Bürger arbeiten auch.

Der Hauswirth. Ja, lieber Herr, und eure Arbeiten sind auch sehr nützlich. Aber unsere sind überdem auch noch lustig. Wenn euch eine Lerche singen soll, so müßt ihr sie füttern; uns singen viele Hundert umsonst. Eure Professionen sind oft sitzend und unangenehm; eure Zimmer oder Arbeitsstuben riechen übel, und oft geht ihr mit Gift um, welches euch sieg und elend macht. Uns aber erfreuen die schönsten Blumen durchs Gesicht und Geruch

Geruch zugleich. Und der Duft frischer gepflügter Erde giebt ein wahres Stärkungsmittel für unsere Gesundheit. Ein schöner Frühlingmorgen ist etwas sehr herrliches, wovon aber in der Stadt wenig genossen wird.

Der Bürger. Aber wie viel Gefahr bringt euch nicht auch alles! Hitze und Kälte, Hagel und Sturm, Ungeziefer, Krieg und Viehsterben, alles kann euch verderben. Aber wir, wir arbeiten immer fort, und wenn viel darauf geht, denn haben wir oft die meiste Nahrung.

Der Hauswirth. Ja, Herr, aber wir brauchen auch nicht so viel, als ihr, und als uns doch Gott gemeiniglich schenket. Wenn es uns denn einige Jahre nach einander gelingt, denn können wir auch wieder einen Schaden ertragen. Und denn so haben wir mehr Anlaß, durch alles, was um uns her geschieht, an Gott zu denken, und fromm zu seyn. Denn wir sehen Gottes Werke täglich, und empfangen unsern Segen unmittelbar von Ihm, der allem Fleische Speise, und dem Vieh sein Futter giebt, und dem Regen gebietet, auf daß die Höhen ihr Gewächs geben können.

Der Bürger. Dafür haben wir auch in der Stadt

Stadt mehr Schutz und Sicherheit, Hülfe in
 Krankheiten, Umgang, und Anstalten, unsern Kin-
 dern etwas lernen zu lassen, als ihr. Auch ist un-
 ser Gottesdienst viel häufiger und prächtiger, un-
 sere Häuser und Gärten schöner, und unsere Klei-
 dung bequemer, als die eurige.

Der Hauswirth. Lieber Herr, unsere Armuth
 reizt keinen, uns zu berauben, und wenn man uns
 Unrecht thun will; so schützt uns die Obrigkeit.
 Krank werden wir seltener, weil wir weniger
 schmausen. Unsere Kinder erziehen wir wohlfeiler
 und leichter, als ihr; Fleiß und gesunde Skieder
 sind ihre beste Mitgabe. Was unsern Gottesdienst
 betrifft; so wissen wir, daß nicht die Menge der
 Gebete, sondern die Redlichkeit des Betenden Gott
 angenehm ist; und oft singen wir mit mehr wahrer
 Andacht bey der Feldarbeit, als in mancher Kirche
 gesungen wird. Unsere Häuser und Gärten decken
 uns vor dem Wetter, und nähren uns hinreichend;
 und die Kleidung sowohl, als das Haus, macht
 uns nicht arm durch unnöthige Kostbarkeit.

Der Bürger. Ihr möcht sagen, was ihr wollt,
 ich werde kein Bauer.

Der

Der Hauswirth. Lieber Herr! die Stadt hat ihre Vorzüge; aber das Land hat auch die seinigen. Es ist gut, wenn ein jeder seinen Stand liebt. Ich wollte auch die Stadt nicht verachten; sondern nur zeigen, daß man als Ackersmann recht glücklich seyn kann, wer sich nur darinn zu schicken weiß.

75. Vom Wachsthum der Pflanzen.

Alles, was wächst oder größer wird, muß Nahrung haben. Die Erde hat solche Nahrung oder nährenden Theile in sich, wodurch die Pflanzen wachsen. Aber diese Theile können durch die Pflanzen aufgezehrt werden. Bald genug würde dieses geschehn, wenn nicht Luft, Thau und Regen u. diese nährenden Theile wieder ersetzen. Am meisten wird die Erde fruchtbar gemacht durch geschickte Bearbeitung mit Graben, Pflügen und Eggen, so zu rechter Zeit geschiehet. Der Dünger oder Mist trägt auch das seine bey. Er ist öhligt und salzig, davon entsteht sein Geruch, und von der Fäulniß seine Wärme. Auf rechten fetten und kurzen Dünger, der recht klein gebrochen wird, so daß allenthalben davon etwas vertheilt wird, kommt viel an, wenn etwas wachsen soll. Auch
sehr

sehr viel auf guten, reifen, an Keim unbeschädigten, und vom vermengten Unkraut gereinigten Saamen. Zugleichen darauf, daß nicht oft einerley Getreyde auf denselben Fleck Acker gesäet; sondern mit den Getreydearten so viel möglich abgewechselt wird.

Das Unkraut säet sich selbst, wie der Hederich, Nadel, wilde Hafer, Disteln und andere mehr, oder es vermehrt sich durch die Wurzeln, dabovt ein jedes abgerissenes Stückchen fortwächst, wie die Päden oder Quäken, Brombeerstauden. Es ist allen guten Pflanzen schädlich; denn es wächst schneller, raubt ihnen die Nahrung, und erstickt sie. Man muß daher seinen Acker davon zu reinigen suchen, und alle hieran gewandte Mühe nicht scheuen, weil sie reichlich vergolten wird.

Wer von Einem Korn oder Scheffel Ausfaat vier Körner oder Scheffel wieder ärntet, muß damit nicht zufrieden seyn; sondern trachten, durch Verbesserung seines Ackers, wo möglich, zehn Körner oder Scheffel davon zu ärnten. Nicht die Vermehrung, sondern die Verbesserung seines Ackers, muß die Hauptsache des verständigen Landmanns seyn. Denn mit eben so viel Zeit, Ges

spann, Gefinde, Arbeit und Einfaat, wird als denn so viel mehr Getreyde gewonnen.

Bey der Vermehrung des Ackers ist es nicht also. Da muß man oft das gute Land um des schlechten willen versäumen, oder mehr Vieh und Gefinde halten, als es einbringt, und hat am Ende, wegen des vielen Aufwandes, und der Bestellungskosten, nicht mehr übrig, als der andere, der weniger Land hat. Aber auf das übrig haben, oder auf den Ueberschuß, den man nicht in der Wirthschaft verbrauchen muß, sondern verkaufen, oder verhandeln darf, kommt alles bey der Landwirthschaft an. Die Ursach davon ist, weil das durch Geld zu baaren Abgaben und zu Bedürfnissen, die der Landmann um Geld kaufen muß, und zu Vermehrung des baaren Vermögens, angeschafft wird.

Michel hatte drey Hufen Land, und ärntete achtzehn Wispel Getreyde; aber es gehörten vierzehn Wispel zu seiner Wirthschaft. Hans hatte anderthalb Hufen, und ärntete neun Wispel; aber brauchte nur vier Wispel zu seiner Wirthschaft. Hans war also bey anderthalb Hufen reicher, als Michel

Michel bey drey Hufen. Denn man wird nur durch das reich, was man übrig hat.

Gottes Segen ist gemeiniglich bey der fleißigsten und verständigsten Wirthschaft. Denn Hagelschlag, Ueberschwemmungen, Dürre, Brand, Viehsterben und Krieg, sind ungewöhnliche Fälle, und treffen die faulen so, wie die fleißigen Wirthe.

Ofť sagt der Landmann: „Gott hat meine Aernte nicht gesegnet“, da er doch sagen sollte: Ich bin faul oder unverständlich gewesen; ich habe das Land nicht recht besorget; ich habe schlechten Saamen gesäet; ich habe Stroh, statt Mist, auf den Acker gefahren; ich habe zur Unzeit Brache gepflügt; ich habe das Wasser im Winter von der Saat nicht abgeleitet ic.

Gott segnet gewöhnlich mittelbar. Wer also die rechten Mittel, als die Ursachen einer guten Aernte, nicht anwenden will, der darf auch die gute Aernte, als die Wirkung, nicht erwarten.

76. Die künstliche Erdkugel, oder der Globus

Ist denn rund um die Erde Himmel? fragte einstmalß ein Schüler seinen Lehrer. Nicht

G 2

eben



eben so, wie eine Muschelschale den Kern umgiebt, antwortete der Lehrer, nicht so mußt du dir es vorstellen. Denn der Himmel ist kein fester oder gläserner Körper, sondern es ist die Luft, die alles trägt und umgiebt.

Der Schüler. Wie kann denn die Erde, da sie so groß und schwer ist, wie man sagt, von der Luft getragen werden, da doch die leichteste Feder nicht lange in der Luft bleibt, sondern niedersinkt und fällt?

Der Lehrer. Du hast recht, mein Sohn, mir diese Frage vorzulegen. Denn dir ist noch nicht bekannt gewesen, was ich dich jetzt lehren will.

Gott hat allem dem, was zu einem solchen Ganzen gehört, dergleichen die Erde, und andere Sterne sind, eine Eigenschaft anerschaffen, nach welcher sich alles nach dem Mittelpunkte seines Ganzen, wozu es gehört, hinneiget, und da zu ruhen strebt. Diese Eigenschaft heißt die Schwere. Du siehst, mein Sohn, daß ein Stein, und wenn du noch so viel Stärke daran wendetest, ihn in die Höhe zu werfen, dennoch bald zu steigen aufhört, und zu sinken anfängt, bis er wieder auf der Erde, wovon





wovon er genommen ist, ruhet. In diesem leichtesten Exempel erinnere dich dieser wichtigen Lehre.

Der Schüler. Nun erfahre ich in der That, daß der Schulunterricht klug macht; denn wie manche, mir sonst verborgene Ursach und Wirkung, verstehe ich nicht iso besser, als sonst, durch die heutige Lehre! Aber, lieber Lehrer, ist denn die Erde rund, oder eckigt?

Der Lehrer. Hier ist eine künstliche Erdkugel, die man den Globus nennt, an welcher du die Gestalt der Erde betrachten kannst. So glatt ist nun wohl freylich die Oberfläche der Erde nicht, als hier auf dieser Erdkugel. Du weißt, es giebt Berge und Thäler; aber wenn man die Größe des Ganzen bedenkt, so verschwinden alle diese beträchtliche Höhen und Tiefen. Denn, wenn man so weit von der Erde seinen Stand wählte, daß man sie ganz, wie wir diesen Globus, übersehen könnte; so würde sich, in einer gewissen nöthigen Entfernung, dadurch ihre Gestalt nur wenig verändern. So wie etwa auf den thönern Kugeln, womit ihr als Kinder spielt, Ungleichheiten sich befinden, ihr diese Kugeln aber doch rund nennet; so nennt man auch die Erde rund, oder eine Kugel, aller Berge ohnerachtet.

Der

UNIVERSITÄT
SACHSEN-ANHALT
MAGDEBURG

Der Schüler. Woher kommt denn Tag und Nacht?

Der Lehrer. Davon wird es auf der Erde bey uns Tag, wenn die Seite der Erde, auf welcher wir wohnen, sich gegen die Sonne kehret; und Nacht, wenn sie sich von der Sonne wendet.

Wenn ich den Globus hier in die Sonne setze, und drehe die Kugel langsam herum; so hast du ein deutliches Exempel davon. Denn die Länder, welche igo die Sonne bescheint, haben ihren Tag, und die nicht beschiedenen Länder ihre Nacht.

Der Schüler. Welche Weisheit hat Gott im Bau der Erde bewiesen, lieber Lehrer!

Der Lehrer. Erbaue dich oft, mein Kind, an solchen guten Gedanken. Wenn du nun die schönen Beschreibungen in der Bibel liesest, von der Herrlichkeit und Weisheit Gottes; so wirst du das eher fassen und glauben können. Dieser Glaube aber wird dich vorbereiten, auch das zu glauben, was von Gottes Anstalten, uns ewig glücklich zu machen, darinn offenbaret ist.

Ps. 74, 16. Tag und Nacht ist dein (Werk o Gott!); Du machest, daß die Sterne ihren gewissen Lauf behalten.

77. Eine

77. Eine kurze Nachricht von der Welt.

Im Anfang einer hellen Sommernacht saß einst
 S mals Vater und Sohn vor der Thüre ihres
 Hauses. Der Anblick so vieler leuchtender Sterne
 rührte den Sohn. Ach, lieber Vater, sprach er,
 noch nie sah ich den Himmel so schön!

Der Vater. Und doch bist du zwölf Jahr alt,
 und hast also schon manche helle Nacht erlebt!

Wilhelm. Ja wohl; aber ich habe nur nicht
 Achtung darauf gegeben.

Vater. Das war es, mein Sohn. Und David
 hat also wohl recht, wenn er sagt: Groß sind zwar
 die Werke Gottes; aber nur der hat Lust daran,
 der darauf achtet. Ps. III, 2.

Wilh. Ich will auch nun auf alles recht ach-
 ten, was Gott gemacht hat, damit ich Gott recht
 kennen und lieben lerne. Aber, lieber Vater, ihr
 wißt ja so viel Gutes; erzählt mir doch etwas von
 Himmel und Erde, und was eigentlich die Sterne
 seyn mögen.

Vater. Das alles zusammen wird die Welt ge-
 nannt. Und wer also dieses Wort, Welt, gebraucht,
 soll damit meynen, alles Sichtbare, was Gott
 geschaffen, oder gemacht hat.

Wilh.

Wilh. Kennen wir denn alles, was Gott geschaffen hat, lieber Vater?

Vater. Nein, nicht alles. Manches ist sichtbar, und manches unsichtbar. Sichtbar sind alle die Dinge, welche in unsere Sinne fallen, solche Dinge, z. E. die wir mit gesunden Augen sehen, und mit unsern Gliedern fühlen können. Doch davon ein ander mal. Izt wollen wir von den Sternen reden, die du da schimmern siehst. Einige haben ein eigenes Licht, so wie unsere Sonne, diese heißen Fixsterne; andere haben kein eigenes Licht, sondern werden von solchen Sonnen erleuchtet, und diese heißen Planeten. Die nun zu solcher Sonne gehören, die machen mit ihr ein besonderes Ganzes aus, so wie die Glieder deines Körpers zusammen gehören, und ein Ganzes ausmachen. Zu unserer Sonne gehören auch solche Sterne, die man Planeten nennt, davon der Mond der bekannteste, und weil er uns am nächsten ist, unsere Nächte zu gewissen Zeiten erleuchtet.

Wilh. Wie groß ist wohl ein solcher Stern?

Vater. Sie sollen sehr groß seyn, sagen die Leute, die dergleichen zu berechnen verstehen, viel größer, als unsere Erde. Denn unsere Erde ist auch

auch ein solcher Stern, und wird von den Geschöpfen im Monde so gesehen, wie wir den Mond sehen.

Wilh. Was sagt ihr, lieber Vater, sind denn im Mond auch Geschöpfe?

Vater. Verständige Leute vermuthen es aus vielen Gründen, weil der Mond viel ähnliches mit unserer Erde hat; aber beschreiben kann ich dir sie nicht.

Wilh. Wie groß ist denn also unsere Erde.

Vater. Weißt du, wie viel Zeit dazu gehört, um im gewöhnlichen Schritt eine Meile Weges zu gehen?

Wilh. O ja, lieber Vater! Zwo Stunden geht man gemeiniglich, wenn man sagt, man sey eine Meile Weges gegangen.

Vater. Nun, so wirst du mich verstehen, wenn ich dir sage, daß unsere Erde fünftausend und vierhundert solcher Meilen im Umkreise hat.

Wilh. Das ist ja sehr groß. Und dagegen sind die Sterne nur sehr klein, und die Sonne ist kaum so groß, als die Uhrscheibe an unserm Kirchturm.

Vater. Du irrst, mein lieber Sohn, wenn du dieses glaubst; es sind sehr wenige von den Ster-



nen, die du siehst, welche nicht unzählliche mal größer wären, als unsere Erde. Aber weil sie so weit von uns entfernt sind, darum scheinen sie uns kleiner, als sie sind. Du sagtest von der Uhrscheibe an unserm Kirchturm. In diesem Exempel will ich dich morgen überführen, daß, wenn uns etwas Entferntes klein scheint, wir es darum nicht für so klein halten müssen, als es das Ansehn hat.

Wilh. Ach, lieber Vater, vergebt mir noch eine Frage. Sehen denn alle Menschen auf der Erde so aus, als wie wir?

Vater. Davon wollen wir bey der ersten guten Gelegenheit weiter reden. Ist gehen wir zu Bette. Denn es ist spät, und loben Gott vorher, der uns an seinen Geschöpfen erkennen läßt, wie groß und gut er sey. Weißt du nicht ein schönes Lied, welches sich dazu schicke?

Wilh. Ja, lieber Vater, das Lied: Wenn ich, o Schöpfer! deine Macht, &c. Auch euch danke ich herzlich, lieber Vater, daß ihr mir dieses alles erzählt habt. Gott schenke euch dafür eine ruhige Nacht!

Vater. Dir auch, mein Sohn!

78. Von der Erde und den Geschöpfen,
die darauf sind.

Wilhelm. Das hätte ich nicht gedacht, daß unsere Uhrscheibe am Kirchturm so groß wäre! Nun glaube ich gern, was ihr neulich von der Sonne, Mond und Sternen sagtet. Aber, lieber Vater, ihr wolltet mir ja die Frage beantworten: Ob alle Menschen, die auf dem Erdboden wohnen, eben so aussehen, als wir.

Der Vater. So, wie es verschiedene Gewächse einer Art, z. E. mancherley Birnen, in unserm Garten giebt; so giebt es auch verschiedene Menschen. Um sie zu unterscheiden, hat man die Farbe der Haut zum Kennzeichen gemacht; und denn giebt es weiße, schwarze und kupferfarbene. Es giebt zwar noch anders gebildete Menschen, von denen es aber nicht so gewiß ist, ob ihre Farbe, und andere Besonderheiten, nicht etwa Krankheit, oder doch zu selten sey, als daß man eine eigene Gattung daraus machen könnte. Einige, und sonderlich die Schwarzen, haben alle ein kurzes krauses Haar, wie ein Schaf; dessen Farbe beständig schwarz ist.

Wilh. Vor diesen Leuten würde ich laufen, und mich verstecken.

Vater.

Vater. Und warum dieses? Es giebt unter ihnen sowohl gute Menschen und Freunde Gottes, als unter uns, wie du in der Bibel finden kannst.

Wilh. Ja, ich besinne mich, lieber Vater, auf den Spruch: Bey Gott ist kein Ansehn der Person; sondern unter allerley Volk, wer ihn verehret, und recht thut, der ist ihm angenehm. Aber die Leute wohnen wohl weit von hier? Dennt mir doch ihr Land.

Vater. Wenn du es behalten willst; so will ich dir sagen, daß man das Stück der Schöpfung Gottes, oder den Planeten, worauf wir wohnen, die Erde nennet. Auf dieser Erde ist nun entweder festes Land, oder Wasser; und so viel man also weiß, etwas mehr Wasser, als Land. Das feste Land ist in fünf Abtheilungen gebracht, denen man Namen gegeben hat, um sie besser zu behalten: Europa, Asia, Afrika, Amerika, und die Südländer, von denen noch vieles uns unbekannt ist, aber mit der Zeit entdeckt werden kann.

Wilh. In welcher Abtheilung wohnen denn wir, lieber Vater, und in welcher die schwarzen und kupferfarbenen Menschen?

Vater. Wir in Europa, woselbst, und in Asia die

die meisten weißen Leute, in Afrika die meisten schwarzen, und in Amerika die meisten kupferfarbenen wohnen. Obgleich alle diese Abtheilungen große Inseln, oder rund mit Wasser umflossene Länder sind; so giebt es doch auch noch kleinere Inseln, die ihrer Nähe wegen zu der oder jener Abtheilung gerechnet werden.

Wilh. In der See sollen ja so große Fische seyn, lieber Vater?

Vater. In der See, und auf dem Lande giebt es sehr große, und sehr kleine Thiere. Glaubst du wohl, daß es in der See Thiere giebt, die länger und dicker sind, als der stärkste Stamm eines Eichbaums? Dergleichen sind die Wallfische und andere Seethiere. Auf dem Lande ist der Elefant das größte Thier, der auf seinem Rücken ein kleines Haus und über dreyßig Mann darinn tragen kann. So wie unter den Vögeln der Strauß größer ist, als alle bekannte Vögel. —

Wilh. Ihr redet keine Unwahrheit, lieber Vater, darum glaube ich euch gern.

Vater. Aber nun giebt es auch so kleine Thiere, die noch viel tausendmal kleiner sind, als eine Milbe, und die doch noch viel kleinere Glieder an ihrem

ihrem



ihrer so kleinen Körper haben müssen, welche Glieder alle sehr künstlich und ordentlich gemacht sind.

Wilh. Lieber Vater! dieses mal wollt ihr mich auf die Probe stellen. Wie hat denn ein Mensch diese Thiere selbst sehen können? vielweniger ob sie künstliche Gliedmaßen haben, da sie noch viel kleiner seyn sollen, als eine Milbe? Da muß einer ja schon gute Augen haben, der eine Milbe nur erkennen will.

Vater. Mein lieber Sohn, erinnere dich an die Geschichte mit der Sonne und den Sternen, die du für so klein hieltest; und dein Urtheil wird bescheidener ausfallen. Gewiß ist alles, was ich dir sage. Denn ich würde dir schaden, wenn ich bey deiner Belehrung scherzte. Freylich hätte man mit bloßen Augen weder diese Thiere, noch ihre kleinen Glieder gesehen; aber man hat die Kunst erfunden, sehr helles Glas so zu schleifen, daß es, wenn man etwas kleines dadurch betrachtet, dieses viel tausendmal größer erscheinen macht, als es ist.

Wilh. Das ist eine vortrefliche Erfindung! Aber, lieber Vater, wie herrlich ist Gott, der das alles, groß und klein, gemacht hat! Wie unzählbar sind also seine Werke! Wir mögen noch
nicht

nicht die Hälfte davon kennen! Nun glaube ich es gerne, daß auch in allen diesen Sternen Geschöpfe Gottes sind.

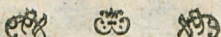
Vater. Sieh, mein lieber Sohn, das wird, wenn wir fromm sind, nach dem Tode vielleicht unserer Beschäftigungen eine seyn, die unzählbaren Werke Gottes besser, als hier, zu erkennen, und denn seine Majestät mit allen Engeln und Seligen voll demüthiger Verwunderung zu verehren und anzubeten.

Wilh. Ach, lieber Vater, ich will auch recht fromm seyn. Wenn ich nur schon todt wäre, und das alles sähe!

Vater. Nein, mein Sohn, sondern du mußt leben wollen, so lange Gott will, und dich hier in deinem Beruf treu, fleißig und rechtschaffen verhalten. Nur zu solchen will Gott dereinst sprechen: Ey du frommer und getreuer Knecht, du bist über wenig getreu gewesen, gehe ein zu deines Herrn Freude. Matth. 25, 21.

79. Der Alte.

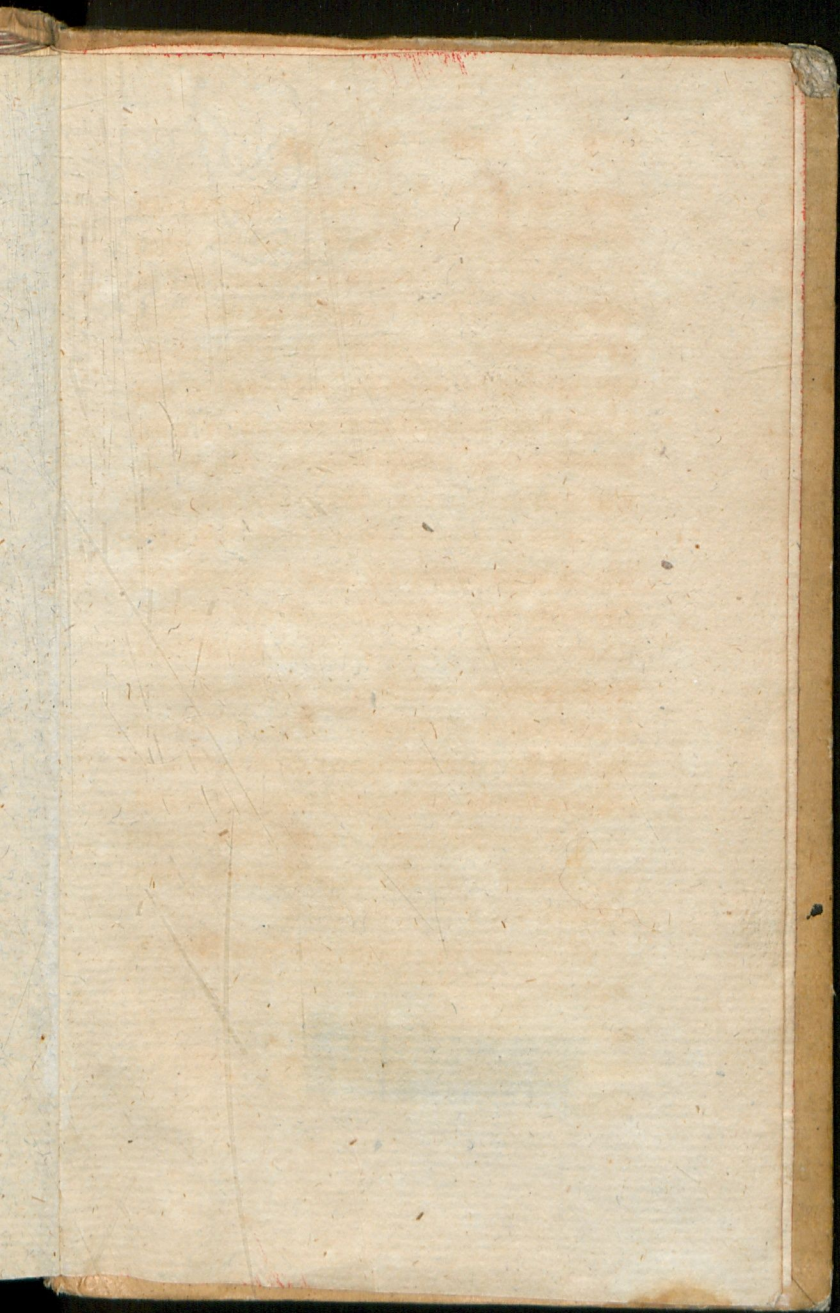
Im stillen Abend saß ein alter Bauer vor seiner Thür. Im Mondschein glänzte sein silberweißes



weißes Haar. Neben ihm stand sein Sohn, dem er das Guth übergeben hatte, und seine junge Frau; ihr kleines Kind spielte vor seinen Füßen. „Meine lieben Kinder“, sprach der Alte, „ich fühle, daß ich bald sterben werde; denn ich bin alt und schwach — Weinet nicht, daß ich euch dieses sage; aber hört meine wohlgemeynten Ermahnungen an. Bleibt fromm und redlich, hüthet euch vor Neid und Geiz, liebet Gott über alles, weil ihr alles von ihm habt, seyd wohlthätig gegen die Armen, fleißig in eurem Beruf, und ehrerbietig und gehorsam gegen eure Obrigkeit. Seyd friedfertige Nachbarn und Eheleute, und erziehet eure Kinder zu verständigen und rechtschaffnen Menschen, durch gute Lehren, und vornemlich durch euer eigenes gutes Beyspiel — So werdet ihr mit Ehren alt werden, und einst, wie ich, den Tod gelassen erwarten können; denn ich getröste mich nach Gottes Wort eines bessern Lebens“ —

Und als er diese Worte gesprochen hatte, da starb er.





AB: 63135

VOL AP = 3

700

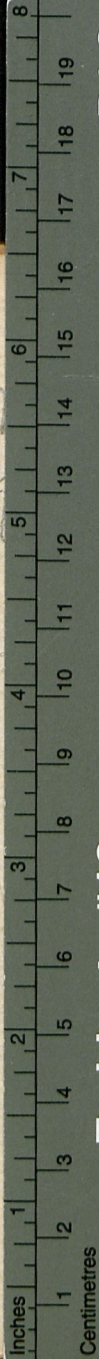
ULB Halle

002 169 10X

3







Farbkarte #13

B.I.G.

Der
Kinderfreund.
Ein
Lesebuch

zum Gebrauch
in Landschulen.

Von
Friedrich Eberhard von Kochow,
Erbherrn auf Neckan u. c.



Zweite Auflage.

Brandenburg und Leipzig,
in Commission zu haben bey den Gebrüdern Halle,
1777.

1258